

Nr. **5/2005**  
99. Jahrgang  
Zürich, Mai 2005

Zeitschrift  
des  
Religiösen  
Sozialismus

Christin und  
Sozialistin/  
Christ und  
Sozialist

**CuS**

# Neue Wege

---

Reinhard Gaede  
**Kennzeichen einer  
lebendigen Kirche**

---

Martin Maier, Odilo Noti,  
Anne-Marie Hostenstein  
**Romero presente –  
25 Jahre danach**

---

CuS-Gespräch mit  
Christoph Butterwegge  
**Die sozialen Weichen  
werden falsch gestellt**

---

Sebastian Gerhardt  
**Hartz IV kommt...**

---

Erika Adolphi,  
Thomas Ruffmann  
**60 Jahre Befreiung –  
eine Erinnerungsarbeit**

## **CuS** Christin und Sozialistin/ Christ und Sozialist

Heft 1/2005 57./58. Jahrgang

### **Redaktion:**

Dr. Reinhard Gaede (verantwortlich),  
Laarer Str. 297, D-32051 Herford,  
e-Mail: [reinhard-gaede@gmx.de](mailto:reinhard-gaede@gmx.de)  
Michael Bschorr, Leopoldshöhe

### **Redaktions-Beirat**

Friedrich W. Bargheer, Blomberg; Fritz  
Hufendiek, Berlin; Helmut Pfaff, Frankfurt;  
Ingrid Schellhammer, Mutterstadt; Wieland  
Zademach, Schwaig

### **Webmaster/Webmistress**

Darius Dunker und Tina Terschmitt, Aachen

### **Herausgeber**

Bund der Religiösen Sozialistinnen und  
Sozialisten Deutschlands e.V.  
[www.BRSD.de](http://www.BRSD.de)  
Vorstand: Michael Bschorr, Christian Gösling,  
Robert Wollborn

### **Abonnements**

BRSD-Sekretariat  
Michael Bschorr, Bobes Feld 14,  
D-33818 Leopoldshöhe  
Tel. 05202-884 883 / Fax 05202-884 884  
e-Mail: [MBschorr@t-online.de](mailto:MBschorr@t-online.de)

### **Bezugspreise (inkl. Versand)**

Inland 15 Euro pro Jahr  
Ausland 18 Euro pro Jahr  
Förderabo 20 Euro oder mehr  
Bitte überweisen Sie den Betrag jeweils zum  
Jahresbeginn an den BRSD e.V.,  
Konto 189 389-464, Postbank Dortmund,  
BLZ 440100 46  
Kündigungen werden zum Jahresende  
wirksam.

### **Artikel**

Per e-Mail an die Redaktion. Per Post nur auf  
Diskette, als Ausdruck oder saubere Schreib-  
maschinen-Fassung.

**Vorschau auf die nächste Ausgabe**  
Schwerpunkt: Open Forum Davos  
mit kritischen Beiträgen von Ina  
Praetorius und Willy Spieler, gefolgt  
von einem Streitgespräch  
(Änderungen bleiben vorbehalten)

## **Inhalt**

|   | Seite |
|---|-------|
| Ein Gruß zum Neuanfang und zur Kooperation<br>– Reinhard Gaede                                      | 133   |
| Gruss und Willkomm – Willy Spieler  | 134   |
| Kennzeichen einer lebendigen Kirche<br>– Reinhard Gaede   | 136   |
| Romero presente – 25 Jahre danach – Martin Maier,<br>Odilo Noti, Anne-Marie Holenstein              | 139   |
| Die sozialen Weichen werden falsch gestellt<br>– CuS-Gespräch mit Christoph Butterwegge             | 148   |
| Hartz IV kommt – aber, ob es bleibt, entscheiden wir<br>– Sebastian Gerhardt                        | 151   |
| Das Ende des Zweiten Weltkriegs am Niederrhein<br>– Erika Adolphy                                   | 154   |
| Wo (nicht nur) der Rhein verbindet<br>– Thomas Ruffmann   | 156   |
| <i>Kolumne:</i> Die Welt gemäss NYT – Lotta Suter   | 164   |
| <i>Zeichen der Zeit:</i> Ein Unglücksprophet auf dem Stuhl<br>Petri? – Willy Spieler                | 166   |
| Zum Gedenken an den Theologen des Sozialismus:<br>Vekoslav Grmič – Adalbert Krims                   | 170   |
| Unserem Bundesgenossen Heinz Röhr zum Gedenken<br>– Ulrich Peter                                    | 172   |
| <i>Zeit-Schriften:</i> Mein Jahr mit «Lettre» – und was ich<br>monatlich wissen muss – Hans Steiger | 174   |

### **Adressen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieser Nummer**

Dr. Martin Maier SJ, Redaktion Stimmen der Zeit,  
Kaulbachstr. 22a, D-80539 München  
Dr. Odilo Noti, Caritas Schweiz, Löwenstrasse 3, Postfach,  
CH-6002 Luzern  
Dr. Anne-Marie Holenstein, Krokusweg 7, CH-8057 Zürich  
Prof. Dr. Christoph Butterwegge, Abt. Politikwissenschaft,  
Universität Köln, Albertus Magnus Platz, D-50923 Köln  
Sebastian Gerhardt, Alfred-Kowalke-Strasse 20 A, D-10315  
Berlin.  
Erika Adolphy, Thomas Ruffmann, Vossegatt 27, D-47533  
Kleve  
Lotta Suter, PO Box 897, Hollis, NH 03049, USA  
Adalbert Krims, Redaktion Kritisches Christentum,  
Mühlgasse 25/5, A-1040 Wien  
Dr. Ulrich Peter, Trautenaustrasse 12 I, D-10717 Berlin  
Hans Steiger, Egli, CH-8497 Fischenthal

Mit diesem Heft beginnt die Zusammenarbeit der Neuen Wege mit ihrer Schwesterzeitschrift **Christ und Sozialist/Christin und Sozialistin (CuS)**. Am Anfang stehen daher zwei programmatische Grussworte. Seite 133

Die einleitende Predigt von CuS-Redakteur **Reinhard Gaede** sieht in der Einheit von Verkündigung, Diakonie und Gemeinschaft das Kennzeichen einer lebendigen Kirche. Dazu gehört auch das Teilen von Geld und Gut. Seite 136

Kirche, wie sie sein könnte, ist in der Gestalt des vor 25 Jahren ermordeten Erzbischofs von El Salvador, **Oscar A. Romero**, bis heute gegenwärtig. An ihn hat kürzlich das Luzerner Romero-Haus mit Referaten von **Martin Maier**, **Odilo Noti** und **Anne-Marie Holenstein** erinnert. Seite 139

Gegen die «perverse Logik, den Sozialstaat zu beschneiden mit der Begründung, ihn dadurch retten zu wollen», verwahrt sich der Kölner Politologe und Sozialdemokrat **Christoph Butterwege** in einem CuS-Gespräch. Seite 148

Für politische und soziale Organisationen, in denen die alltäglichen Auseinandersetzungen mit dem neoliberalen Mainstream verarbeitet werden können, plädiert **Sebastian Gerhard** angesichts der erlahmenden Proteste gegen die Sozialabbau-Massnahmen der Bundesregierung. Seite 151

Die Beiträge von **Erika Adolphy** und **Thomas Ruffmann** zeigen Wege zu einer Erinnerungspädagogik 60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Befreiung vom Faschismus. Seiten 154/156

**Lotta Suter** reflektiert ihre manchmal etwas einsame Lektüre der New York Times in einer Zeit, da die Washingtoner «Neokons» wenig Wert auf Information und Diskussion legen. Seite 164

«Habemus Ratzinger!» Das **Zeichen der Zeit** macht sich Gedanken zur Situation der römisch-katholischen Kirche am Anfang eines neuen Pontifikats. Seite 166

Eine Ausnahmestaltung in der katholischen Hierarchie war der slowenische Titularbischof **Vekoslav Grmič**. Als «Theologen des Sozialismus» würdigt ihn **Adalbert Krims**, der Herausgeber der in Wien erscheinenden Zeitschrift «Kritisches Christentum». Seite 170

In einem weiteren Nachruf erinnert **Ulrich Peter** an **Heinz Röhr**, den evangelischen Theologieprofessor, religiösen Sozialisten und «Quäker zwischen Marx und Mystik». Seite 172

Einen Blick über die Grenzen wirft **Hans Steigers** Zeitschriftenschau von den «Lettres internationales» über «Le monde diplomatique» bis zu «Archipel». Seite 174

*Willy Spieler und Reinhard Gaede*

Religiöse Sozialistinnen und Sozialisten mit ihrer Zeitschrift muss es immer wieder geben. Dieser Eindruck drängt sich bei einer Rückschau auf. «*Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes*» war der Traditionsname während der Weimarer Zeit vom Erscheinungsjahr 1924 bis zum Ende mit der Unterdrückung durch den Hitler-Faschismus. Die Probenummer 1 im September 1948 machte Kapitalismus und Militarismus, Mammons- und Molochdienst für den Weltkrieg und das Massenelend verantwortlich und betonte die Notwendigkeit religiöser und gesellschaftlicher Erneuerung. Seit April 1949 heißt die Zeitschrift «*Christ und Sozialist*».

1975 war wieder ein *Neuanfang*. Die Gruppen in Bochum und Bielefeld, in der Tradition der Studentenbewegung von 1968, verbündet mit vier Mitgliedern des alten Vorstands, forderten in ihren «vorläufigen Leitsätzen» Kritik an repressiven Strukturen, Solidarität mit den Unterdrückten, Kampf für soziale Gerechtigkeit und Entspannungspolitik in der Zeit des Kalten Krieges. Sie bekannten sich zu den historischen Wurzeln im freiheitlichen und *demokratischen Sozialismus* und in der *Reich-Gottes-Theologie* bei *Christoph Blumhardt*, *Leonhard Ragaz* und in der dialogischen Theologie *Paul Tillichs*. Unser historisches Interesse verstanden wir im Sinne *Ernst Blochs*: «Nur jenes Erinnern ist fruchtbar, das zugleich erinnert, was noch zu tun ist.»

Die *religiös-sozialistische Tradition für die Gegenwart* fruchtbar zu machen, hieß für uns: Gesellschaftliche Zustände sollten wir nicht als unveränderlich ansehen oder gar verklären. Ausrufen sollten wir dagegen die umstürzende und verwandelnde Kraft des Gottesreichs, das Gerechtigkeit will und dem wir als Mitarbeitende dienen sollen. Das war unser *religiöser Impuls*. Die Tradition eines freiheitlichen und demokratischen Sozialismus in unserer Gesellschaft neu bewusst zu machen und weiterzuentwi-

## Ein Gruß zum Neuanfang und zur Kooperation

ckeln, war unser *politischer Wille*. Christentum und Sozialismus sollten wir dialektisch aufeinander beziehen: die Tat der Nächstenliebe auf den Weg zu einer menschenwürdigen Gesellschaft, die Hoffnung «auf einen neuen Himmel und eine neue Erde», in denen «Gerechtigkeit wohnt» (2. Petr. 3, 13), auf die Utopie von einer Gesellschaft der freien, gleichberechtigten und miteinander solidarischen Menschen. Darin sahen wir eine dauernde Aufgabe. So ist unsere Zeitschrift ein Forum gewesen für Christinnen und Christen, Sozialistinnen und Sozialisten.

Weggenossen und Weggenossinnen sind wir gewesen bei der *Lektüre* zu gegenseitiger Anregung und auf *Demonstrationen*, als Katholiken und Protestanten *eine Vorhut der Ökumene*, das Abendmahl – die Eucharistie gemeinsam feiernd. In unserm großen Land, in vielen Ländern überall gleichgesinnte Freundinnen und Freunde zu haben, die voneinander lernen und gemeinsam Gutes tun können, erfüllt mit Freude.

Die *Neuen Wege*, begründet von Leonhard Ragaz, feiern im nächsten Jahr ihr 100-jähriges Bestehen. Wir danken den Schweizer Freundinnen und Freunden, dass sie bereit sind, mit uns zu kooperieren. Es besteht die Chance, in einer Zeit des Zusammenwachsens Euro-



pas eine gemeinsame, mit der Zeit vielleicht sogar eine europäische Zeitschrift für Religiösen Sozialismus zu gestalten.

*Unsere Stimme ist nötiger denn je.* In Deutschland knicken viele Kurven der Erwartungen und Hoffnungen ab. Zu wenig Kinder werden geboren, die Sozial- und Renten-Kassen haben zu wenig Reserven, die Zahl der Arbeitslosen erreicht mit 5,2 Millionen einen Höchststand, viele soziale Leistungen werden zurückgenommen, Rechte der Arbeitenden wurden verringert, Steuervergünstigungen für die Wirtschaft bewirkten weder eine Belebung der Konjunktur noch wurden dadurch genug Arbeitsplätze geschaffen, im Gegenteil: Der Run auf Billig-Lohn-Länder mit dem Ziel eines Lohn-Dumpings setzte ein, massenhafte Entlassung Arbeitender galt als Gelegenheit zur so genannten Sanierung von Unternehmen und angeblicher Verbesserung der Wettbewerbs-Fähigkeit. Allgemeine Politikverdrossenheit und Rückzug ins Privatleben scheinen vielen ein Ausweg.

Die *Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten in Deutschland* haben eine Schwächeperiode hinter sich. Das Juniheft 2003 war die letzte Ausgabe von CuS. *Darius Dunker*, unserm Schriftleiter 1998–2003, möchte ich herzlich danken für sein Engagement, für seine vielen Anregungen. Weil er auch für Internetpräsenz gesorgt hat, zusammen mit *Tina Terschmitt*, außerdem das Layout der Zeitschrift auf gutem Stand gehalten hat, hat er CuS zu bisher größter Ausstrahlungskraft verholfen. Nach seinem Rücktritt als Schriftleiter fanden sich lange Zeit keine Nachfolger oder Nachfolgerinnen, die wir in der jungen Generation suchten. Schließlich habe ich in der Mitgliederversammlung des Bundes der Religiösen Sozialisten und Sozialistinnen Deutschlands (BRSD) am 19. November 2004 mich bereit erklärt, die Schriftleitung wieder zu übernehmen. Von 1976–1996 gehörte ich bereits zur Redaktion, zuletzt als Schriftleiter.

Aufgaben verteilen und Kräfte bündeln ist nötig. Ich bitte unsere Leserinnen und Leser für unsere Zeitschrift zu *werben*. Wir hoffen, wieder vier Hefte pro Jahr zusammen mit den Neuen Wegen herausgeben zu können. Wir bitten unsere Leserinnen und Leser, auch die übrigen Hefte der Neuen Wege zu beachten und möchten neben dem *kleinen Abonnement* für CuS auch das *große Abonnement* für die übrigen Nummern der Neuen Wege befürworten. Als Forum für Christentum und Sozialismus möchten wir unsere Leserinnen und Leser zu Gesprächsbeiträgen und gemeinsamen Aktionen einladen. Das Gespräch auf dem *Kirchentag in Hannover* vom 25.–29. Mai 2005 kann ein guter Anfang sein.

Das Jahr 2005 ist ein *Jahr des Gedenkens und der Erinnerung*. Am 27. Januar jährte sich zum 60. Mal der Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz. Am 9. Mai 1945 kapitulierte das Deutsche Reich. Religiöse Sozialisten sehen dieses Datum als *Tag der Befreiung* an. Zu Ende war der Schrecken des Krieges, die Angst vor Denunziation, Verfolgung und Ermordung, zu Ende waren Rechtlosigkeit und Willkürherrschaft. Unser neues Heft enthält deshalb Beiträge, die sich auf die Erinnerung an die Befreiung und auf die Aufgabe der Versöhnung und internationalen Verständigung beziehen.

Reinhard Gaede

Es ist der *Geist des Religiösen Sozialismus*, dieser widerständigen Theologie des Reiches Gottes als einer *politischen Botschaft für die Erde*, der die beiden Schwesterzeitschriften «Christin und Sozialistin/Christ und Sozialist» (CuS) und «Neue Wege» über (überholte) Grenzen hinweg verbindet. Beide sehen wir unseren gemeinsamen Auftrag darin, das religiös-soziale Erbe in den «Hundejahren der Globalisierung» (Franz J. Hinkelammert) zu wahren und es theologisch wie politisch immer wieder neu zu überset-

zen und umzusetzen. «Tradition heisst nicht Asche aufbewahren, sondern die Flamme am Brennen halten» (Jean Jaurès).

Für die Neuen Wege ist es ein selbstverständlicher Akt der Solidarität, dass sie CuS das weitere Bestehen und dem Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands das Weiterwirken im Herkunftsland des Religiösen Sozialismus ermöglichen. Vorstand, Redaktionskommission und Redaktor grüssen unsere Freundinnen und Freunde von CuS herzlich und begrüssen diese Zusammenarbeit, die auch für NW-Leserinnen und -Leser ein zusätzliches Angebot an theologischer und sozialetischer Vertiefung unseres Engagements für *Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung* sowie an *feministischer Theologie* und an *linksalternativer Theorie und Praxis* bieten wird.

Das Zusammengehen bringt für die Leser/innen der beiden Zeitschriften gewisse *Umstellungen* mit sich, nicht nur bei dem vorläufig noch kleinen CuS auf dem Titelblatt, bei den Bezeichnungen Redaktor und Redakteur oder beim deutschen Doppel-s, dem sich die schweizerische Schreibweise zumeist verweigert. Wir haben auch nach wie vor unsere *nationalen Agenden*, die wir weiter pflegen wollen und pflegen müssen. Aber selbst sie sind immer weniger an Staatsgrenzen gebunden. So ist es für unsere Schweizer Leser/innen wichtig zu erfahren, wie die christliche Linke in Deutschland an das Ende des Zweiten Weltkriegs und des Hitlerfaschismus angesichts der «Schlussstrich-Debatten» nach 60 Jahren erinnert, wie sogar eine grenzüberschreitende Friedensarbeit geleistet wird, die – vielleicht zu unserem Erstaunen – bestürzend aktuell geblieben ist. Oder wir vernehmen aus erster Hand, wie sich der Widerstand gegen den Sozialabbau einer rot-grünen Regierung formiert, deren Politik auch der Linken in der Schweiz zusetzt und ihr vom politischen Bürgertum genüsslich um die Ohren ge-

## Gruss und Willkomm

schlagen wird. Beide Themen werden in dieser Mainummer behandelt. Auf der anderen Seite möchten wir den deutschen Freundinnen und Freunden auch mal einen Einblick in Chancen und Probleme der direkten Demokratie oder in unsere Auseinandersetzung mit dem zu Bundesratswürden gekommenen Rechtsextremismus zumuten. Und wie wär's, wenn die Neuen Wege alte und neue Beziehungen zur christlichen Linken in *Frankreich und Italien* in diese Zusammenarbeit einbringen würden?

Wie im Aprilheft mitgeteilt, haben wir die Zusammenarbeit zunächst einmal *probeweise für ein Jahr* vereinbart. In dieser Zeit werden noch die Hefte von Juli/August und Oktober 2005 sowie von Januar und April 2006 gemeinsam herauskommen. Der Zuwachs an bezahlten Exemplaren erlaubt es, den Umfang einzelner Nummern zu erweitern. Dann wollen wir die Erfahrungen und Ergebnisse, vor allem aber die Reaktionen unserer Leser/innen auswerten.

In Abwandlung des Wortes eines grossen deutschen Sozialdemokraten hoffe ich und bin ich mir sogar gewiss, dass da zusammenwächst, was zusammengehört. Ein herzlicher *Willkommgruss* geht an Reinhard Gaede, seine Mitarbeitenden und die Leserinnen und Leser unserer Schwesterzeitschrift! *Willy Spieler*



## Kennzeichen einer lebendigen Kirche

Kalte Gleichgültigkeit und Interesslosigkeit, das war die Atmosphäre, die der junge Pfarrer Herbert Wright in Yonderton antraf, als er sein Amt antrat. Am ersten Sonntag war die Kirche völlig leer, am zweiten Sonntag ebenso. Und wenn er seine Gemeindeglieder besuchte, um die kalte Gleichgültigkeit zu überwinden, ging es ihm nicht besser. «Die Kirche gibt es hier nicht mehr», sagte man ihm. «Sie ist tot.» Aber am Donnerstag nach jenem zweiten trostlosen Sonntag geschah's. In der Zeitung stand eine Todesanzeige. Sie lautete: Mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns und mit Zustimmung seiner Gemeinde meldet Herbert Wright, Pfarrer zu Yonderton, den Tod der Kirche St. Francis zu Yonderton. Trauer und Gedächtnisfeier fänden am Sonntag um 11 Uhr statt. Die Bewohnerinnen und Bewohner seien zu jenem letzten Akt herzlich eingeladen. Schon eine halbe Stunde vorher war die bis daher verachtete und verschmutzte Dorfkirche gedrängt voll. Vor dem Altar stand ein Eichensarg, nur mit einem Kreuzifix geschmückt.

Nach einem stillen Gebet forderte der Pastor von der Kanzel aus seine Zuhörer auf, sich noch einmal die Tote anzusehen, dann die Kirche durch das Ostportal zu verlassen. Er werde die Trauerfeier allein beschließen. Sollten aber doch ei-

nige der Meinung sein, eine Wiederbelebung der Toten sei möglich, möchten sie doch durch das Nordportal hereinkommen. Dann werde aus der Trauerfeier ein Dankgottesdienst. Die Besucher traten mit Schauer und Gruseln an den Sarg heran. Dazu erschreckte sie ein Knarren und Quietschen. Das Nordportal drehte sich in seinen verrosteten Angeln. Herein trat eine kaum zu zählende Schar von Gläubigen. «Wen habt ihr im Sarg gesehen?» fragten sie später. Nun, nicht eine kalte, leblose Kirche, nein, sondern man sah ihre toten Glieder. Man sah – im Spiegel – sich selbst.<sup>1</sup>

Liebe Gemeinde, die Kirche ist keine Institution, der gegenüber man gleichgültig sein kann, die man verachten und verlassen kann. Die Kirche sind wir selbst. Ist sie kalt und bewegungslos, sind wir selbst so. Ist sie lebendig, sind wir selbst lebendig. Und die Welt braucht eine lebendige Kirche, braucht ihre lebendigen Glieder, braucht uns.

Unsere Gemeinden sind kleiner geworden. Nicht nur weil die Bevölkerung abnahm, sondern durch die kalte Gleichgültigkeit. Aber diese kleineren Gemeinden werden mehr denn je gebraucht. Woran erkennt man eigentlich, dass die Kirche noch da ist, lebendig ist? Viele halten sich ja abseits. Und in Norddeutschland und Ostdeutschland sind Christen in der Minderheit. Der Evangelist Lukas hat in seiner Apostelgeschichte Kennzeichen der Kirche hervorgehoben (Apg 2, 42-47). Man darf diesen Bericht nicht mit einem Protokoll verwechseln. Probleme und Konflikte gab es auch in der Urgemeinde. Die Apostelgeschichte selbst erzählt davon. Aber wie auch unsere Geschichten vom Anfang einer guten Gemeinschaft stilisiert sind – das besonders Schöne und Wertvolle wird hervorgehoben, z. B. in unseren Geschichten vom Anfang einer Ehe, von erster Begegnung der Verliebten –, so erzählt auch Lukas vom Anfang der Kirche so, dass ein Leitbild entsteht. So sollte Kirche sein. Das sind die Kenn-

zeichen von Kirche. Zusammengefasst sind es drei Kennzeichen. Sie müssen immer zugleich da sein, damit Kirche an einem Ort sichtbar ist.

Das erste Kennzeichen ist die *Verkündigung*. In Lehre, in Predigt wird die Botschaft von der Liebe Gottes verkündigt.

Das zweite Kennzeichen ist die *Diakonie*. Was wir haben an Geld und Gut, teilen wir miteinander.

Das dritte Kennzeichen ist die *Gemeinschaft*. In Gottes Gegenwart wird gemeinsam das Brot gebrochen und wird gebetet.

Noch einmal: Alle drei Kennzeichen *Verkündigung, Diakonie und Gemeinschaft* gehören zusammen wie in einem Dreieck. Fehlt einer der drei Punkte, bricht alles zusammen wie damals in Yonderton. Sehen wir uns nun die drei Kennzeichen im einzelnen an:

Über die Verkündigung sagt Lukas: «Sie blieben aber beständig in der Lehre der Apostel.» – Sie blieben beständig. Das griechische Wort bedeutet Beharrlichkeit, Ausdauer zeigen. Wir Menschen brauchen die Botschaft von der Liebe Gottes nicht nur bei manchen festlichen Ereignissen unseres Lebens – das weiß die Mehrheit unserer Gemeindeglieder. Wir brauchen sie jeden Tag. Deshalb heißt es: «Sie waren täglich einmütig beieinander.»

Mit Gottes Wort ist es wie mit einem Brunnen. Wird er immer wieder und reichlich gebraucht, fließt das Wasser. Wird er aber immer weniger in Anspruch genommen, kommt Sand in die Wasseradern. Die Adern unseres Glaubens brauchen die ständige Verbindung zum Brunnen des Wortes Gottes, damit nicht der Sand der Sorgen und Mühen des Alltags sie verstopft. Jeder und jede Einzelne ist Hörer/in in der Lerngemeinschaft des Wortes Gottes. Wir haben ja zu Hause unsere Bibel. Wir achten darauf, dass jedes Kind seine Bibel im Kirchlichen Unterricht hat. Ein guter Brauch ist das Lesen des Kalenders und der Sonntags-

zeitung «Unsere Kirche». Aber als Einzelne brauchen wir die Gemeinschaft zum Hören.

Es ist gut, dass es Fernseh- und Rundfunkgottesdienste gibt für Ältere, denen der Weg zur Kirche zu beschwerlich wird. Aber die Gemeinschaft beim Hören des Wortes Gottes, beim Singen und Beten hier in der Kirche ist unersetzlich. «Wieso kommst du in die Kirche, du verstehst ja doch fast nichts mehr?» fragte man einen alten Mann. «Doch», sagte er, «ich sehe, dass der Pastor die Arme hebt und wie alle hier, so auch mich segnet. Das brauche ich.» Der alte Mann hatte begriffen: Das Wort von der Liebe Gottes kann ich nicht allein hören. Ein Mitmensch muss es mir im Auftrag Gottes zusprechen. Als Mahnung und Trost zugleich begegnet uns das Wort von der Liebe Gottes in jeder Lage unseres Lebens. Es ist nicht ein x-beliebiges Wort. Sekten und Philosophien gibt es ja wie Sand am Meer. Aber nur Gott hat seine Liebe zu uns bewiesen in dem Leben und Sterben Jesu Christi. Und deshalb hat das Wort seiner Boten, der Apostel und ihrer Nachfolger Autorität. Wir sollen «Gott mehr gehorchen als den Menschen».

Das zweite Kennzeichen ist die *Diakonie*. «Sie hatten alle Dinge gemeinsam. Sie verkauften Güter und Habe und teilten sie aus unter alle, je nachdem es einer nötig hatte.» Sagt Lukas.

Ja darf das denn heute noch gelesen werden? Am liebsten würde man doch diese Worte verbieten oder total umdeuten. Tatsächlich, wir haben richtig gehört. Eine Art Kommunismus entsteht da vor unserem Auge als Leitbild. Menschen leben in wirtschaftlicher Gemeinschaft.

Was sie verdienen, erwerben, kommt allen zugute. Freilich kein Zwangssystem, wie es in Osteuropa gescheitert ist. Sondern ein Liebeskommunismus. Er versteht das Eigentum des Menschen nicht privat, sondern bezogen auf die Gemeinschaft, wie das lateinische Wort

*communitas* sagt. Privat kommt dagegen von *privatio*, d.h. Beraubung. Menschen gebrauchen ihren Besitz so, dass sein Nutzen den Hilfsbedürftigen vor-enthalten wird. Mit Mauern und Sicherheitsanlagen grenzen sie ihn ab und wecken so gerade wieder Begehrlichkeit der Ausgeschlossenen. Um Besitz und Land werden Kriege geführt. Das ist so in der Welt. Aber immer wieder brachen Gruppen aus dieser Weltordnung aus. Lebten mit diesen Worten: Jedem nach seinen Bedürfnissen. Durch die Kirchengeschichte zieht sich ein dünner Strom von sozialen und revolutionären Ideen – oft im Widerspruch zur offiziellen Kirche: Waldenser, Franziskaner-Mönche, Wyclifs Anhänger, Hussiten, Hutterische Brüder, Frühsozialisten, religiöse Sozialisten, Bruderhof-Bewegung.

Der Rest dieser Traditionen lebt bei uns in der Idee der Genossenschaft. Der Betrieb gehört den Mitarbeitenden gemeinsam. Gemeinsam planen und arbeiten sie. Viele arme Bauern und Handwerker haben so ihr Brot verdienen können, wurden vor Ausbeutung geschützt. Wenn unsere Katechumenen anfangen, lernen sie zuerst: Dieser Grund und Boden – Platz und Wiese –, diese Gebäude – Kirche, Gemeindehaus und Pfarrhaus – gehören uns gemeinsam, die Pfarrfamilie mietet das Haus eine Zeitlang, und alle tragen dazu bei, dass Gebäude und Grundstück gepflegt sind und zum Vorteil aller genutzt werden können. Mitglieder zahlen Kirchensteuern je nach ihrem Einkommen oder sie haben die Möglichkeit zu spenden. In unserem Land wird der Gegensatz zwischen Reich und Arm immer größer. Lukas gibt uns ein Leitbild. Wenn die Gemeinde miteinander teilt, braucht es keine Not zu geben.

Das dritte Kennzeichen von Kirche ist die *Gemeinschaft*. Immer wieder brauchen wir das tröstende und aufmunternde Wort der anderen, die uns als Bruder und Schwester in Christus verbunden sind. Wenn wir selbst nicht be-

ten können, dürfen wir in die schönen alten Gebete schlüpfen wie in einen Mantel, der warm einhüllt. Der Altar hat die Form des Tisches. Beim Abendmahl sind wir Gäste am Tisch des Herrn. Handgreiflich lässt er uns seine Güte austeilen und schmecken. Auch das Essen zum Sattwerden gehört ursprünglich dazu.

Und so ist jedes gemeinsame Essen wie z.B. beim Missionsfest oder Gemeindefest ein besonderes Essen. Für alle Tage erinnert es daran, was selbstverständlich scheint: Essen und Trinken sind doch Gaben des Schöpfers. Alle gemeinsame Fröhlichkeit bei Festen der Gemeinde kann Gemeinschaft stärken.

Die Gemeinde ist so lebendig wie wir, ihre Glieder. *Verkündigung, Diakonie und Gemeinschaft* sind ihre Kennzeichen. Der Heilige Geist erhalte uns bei der Gemeinde, dem Angebot Gottes zum Leben. Unser Herr Christus will unsern Weg mitgehen.

<sup>1</sup> Nach: Die Kirche im Sarg, in: Manfred Sorg, Hans Eichhorn, Reinhold Hedtke† (Hg.), Fundamente. Christsein heute. Ein Unterrichts- und Arbeitsbuch, Neukirchen-Vluyn 1988 (4. Aufl.), S. 18.

(Predigt zu Apg 2,42  
–47 am 7. Sonntag  
nach Trinitatis 2004  
in der ev.-luth.  
Kirchengemeinde  
Laar)

## Oscar Romero – Zeichen des Widerspruchs

Auch 25 Jahre nach seiner Ermordung scheiden sich an Erzbischof Oscar Romero die Geister. Fragt man einfache Menschen in El Salvador nach ihm, so weist die Antwort immer in dieselbe Richtung: «Er hat die Wahrheit gesagt, er hat uns verteidigt, und deswegen haben sie ihn umgebracht.» Für sie geht von dem *Märtyrerbischof* bis heute Hoffnung und Ermutigung aus. Das zeigen Bilder von ihm, die in vielen ärmlichen Hütten hängen, meist einfach aus einer Zeitung ausgeschnitten. Dagegen ist Romero für die Mehrheit der Mächtigen und Reichen noch immer ein *Stein des Anstosses*. Die von ihnen kontrollierten Medien versuchen ihn totzuschweigen. Im schlimmsten Fall machen sie ihn verantwortlich für den Bürgerkrieg von 1980 bis 1992 mit seinen über 75 000 Toten. Im Umgang mit Oscar Romero und seinem Erbe zeigen sich die politischen, sozialen und kirchlichen Widersprüche El Salvadors.

### Verhinderte Gerechtigkeit

Bis heute kam es in El Salvador zu keiner gerichtlichen Aufklärung seiner Ermordung. Dabei weiss man inzwischen ziemlich genau Bescheid über die Täter und ihre Hintermänner. Im Bericht der *Wahrheitskommission* von 1993 war schwarz auf weiss nachzulesen, was man bis dahin nur hinter vorgehaltener Hand sagen konnte: «Es ist völlig offensichtlich, dass der frühere Major Roberto D'Aubuisson den Befehl zur Ermordung des Erzbischofs gab und dass er den Mitgliedern seines Sicherheitsdienstes, die als »Todesschwadron« agierten, genaue Anweisungen gab, wie der Mord zu organisieren und zu überwachen sei.» Doch alle Verbrechen des Bürgerkriegs wurden fünf Tage nach der Veröffentlichung dieses Berichts unter den Teppich einer überstürzten und ausserdem *verfassungswidrigen Generalamnestie* ge-

## Romero presente – 25 Jahre danach

*Am 19. März hat das Romero-Haus in Luzern eine Tagung zum Gedenken an die Ermordung von Erzbischof Oscar Romero vor 25 Jahren veranstaltet. Gerne dokumentieren wir die Referate, die das nachhaltige Wirken dieses vom Volk, aber nicht von der Amtskirche heilig gesprochenen Märtyrers der Option für die Armen bezeugen. Den Anfang macht ein Text von Martin Maier SJ, dem Chefredaktor der »Stimmen der Zeit«, der auch Gastdozent an der Zentral-amerikanischen Universität von San Salvador ist. Der Text, der dem frei gehaltenen Referat von Martin Maier zugrunde lag, zeigt wie sich an Romero die Geister bis heute entlang der Klassenspaltung scheiden. Diese widerspiegelt sich auch im innerkirchlichen Antagonismus zwischen dem einfachen Volk und den vom Vatikan eingesetzten Opus-Dei-Bischöfen in Lateinamerika. Für Odilo Noti, Leiter des Bereichs Kommunikation und Mitglied der Geschäftsleitung von Caritas Schweiz, ist der Glaube des Oscar Romero zutiefst verbunden mit der Verteidigung der Armen, mit der Unterscheidung zwischen dem Gott des Lebens und den Mächten des Todes, den Götzen gesellschaftlicher wie kirchlicher Gewaltverhältnisse. Anne-Marie Holenstein, die Präsidentin der »claro fair trade AG« (vgl. das NW-Gespräch im Juniheft 2004), reflektiert am Beispiel dieser Biographie die Ambivalenz des Religiösen und überträgt Romeros »Mystik der geöffneten Augen« auf das, was in der real existierenden Schweiz des Jahres 2005 zu sehen wäre.*

Red.

kehrt. So ist es bezeichnend, dass das erste Gerichtsverfahren im Fall Romero im August/September 2004 ein *Zivilprozess in den USA* war. Dort wurde *Alvaro Saravia*, der seit 1987 in den USA lebt, als einer der Hauptbeteiligten in Abwesenheit schuldig gesprochen und zu einem Schadensersatz von 10 Millionen Dollar verurteilt.

*Roberto D'Aubuisson* gründete 1981 die ultrarechte *Republikanisch-Nationalistische Allianz (ARENA)*. Sie stellt seit 1988 ununterbrochen die Regierung. In ihrer Parteihymne wird El Salvador als das «Grab der Roten» besungen. Erzbischof *Arturo Rivera y Damas* erklärte vor den Wahlen 1994, ein Katholik könne nicht für die Partei stimmen, die vom Mörder Romeros gegründet wurde und ihn bis heute als Helden verehrt. Die Verdrehung ging so weit, dass ein Regierungsmitglied 1998 Romero als eine Katastrophe und D'Aubuisson als Märtyrer bezeichnete. Neuerdings versucht die politische Rechte, aus dem 1991 verstorbenen D'Aubuisson einen nationalen Mythos zu machen, der das Land vor dem Kommunismus bewahrt habe. In einer der auflagenstärksten Tageszeitungen, dem *Diario de Hoy*, erschien dazu 2004 über mehrere Wochen verteilt eine achteilige Sonderbeilage.

Prophetisch prangerte Romero die soziale Ungerechtigkeit in El Salvador an. Die Wurzel der Probleme des Landes lag für ihn darin, dass ganz wenige fast alles und die vielen nichts besaßen. So richtete er sich einmal an die Reichen mit den starken Worten: «Streift eure Ringe von den Fingern, oder es kommt der Tag, wo euch die Hände abgehackt werden.» Das war keineswegs ein Aufruf zur Gewalt, sondern eine messerscharfe Analyse der Ursachen für die Gewalt in El Salvador. Viele dieser *prophetischen Anklagen* treffen auch auf die *heutige Situation* El Salvadors zu, das im wesentlichen immer noch ein Land von *zwei Klassen* ist: auf der einen Seite die superreiche Oberschicht, die vom

Wiederaufbau und dem Wirtschaftswachstum nach dem Ende des Bürgerkriegs profitiert hat; auf der anderen Seite die grosse Mehrheit der Bevölkerung, die nichts von einer Friedensdividende verspürt und in immer grösserem Elend versinkt. Nach neuen Zahlen der Vereinten Nationen müssen 1,3 Millionen Salvadorianer und Salvadorianerinnen mit weniger als einem Dollar pro Tag ums Überleben kämpfen.

Wie aussichtslos viele die Situation erfahren, zeigt auch die folgende Zahl: Täglich versuchen über 300 Menschen das Land zu verlassen – meist illegal in Richtung USA über Guatemala und Mexiko. Dafür bezahlen sie an organisierte Schlepperbanden die unglaubliche Summe von 7000 Dollar. Viele werden aber schon unterwegs oder an der US-mexikanischen Grenze abgefangen und wieder nach El Salvador deportiert.

#### **Kirchen von «oben» und «unten»**

Schon zu Lebzeiten Romeros spiegelten sich in der katholischen Kirche die gesellschaftlichen Widersprüche und Spaltungen. So litt er besonders unter der *Gegnerschaft des Nuntius* und – mit Ausnahme von *Arturo Rivera y Damas* – der anderen Bischöfe. Auch heute bietet die katholische Kirche in El Salvador ein *widersprüchliches Bild*. Dies zeigt sich symbolisch in der *Kathedrale* der Hauptstadt, die in Wirklichkeit aus zwei Kirchen besteht: der «oberen» Kirche mit einem glänzenden Steinboden und einem überdimensionalen Kronleuchter, in welcher Erzbischof *Fernando Sáenz Lacalle* vom Opus Dei Gottesdienst feiert, und der «unteren» Kirche, der Krypta mit dem Grab Romeros, die an die Katakomben erinnert und wo sich sonntags die Gemeinden zum Gottesdienst versammeln, die seinem Erbe verbunden und treu sind.

Von Widersprüchen gekennzeichnet ist auch das *Seligpreisungsverfahren* Romeros, das 1990 eröffnet wurde. Nachdem es den Gegnern Romeros nicht

gelingen war, ein Seligsprechungsverfahren überhaupt zu verhindern, versuchten sie, sein Bild zu verfälschen. Dabei vermischte man seinen Einsatz und seine Stellungnahmen während seiner Zeit als Erzbischof mit denen vor seiner Bekehrung. Man erklärte ihn zu einem «frommen, heroisch fürsorglichen Bischof». Die offensichtliche Absicht dabei war, seine karitative Sorge für die Armen in den Mittelpunkt zu stellen und seine prophetische Anprangerung der Ungerechtigkeit zu ignorieren.

Inzwischen wurden einer baldigen Seligsprechung neue Hindernisse in den Weg gelegt. Bis heute sitzen *Gegner*

seinen Namen trägt und das zu einem der wichtigsten Zentren der Befreiungstheologie in Lateinamerika geworden ist. Konservative kirchliche Kreise erklären seit Jahren, die Theologie der Befreiung sei tot. Das *Centro Monseñor Romero* ist mit seiner Lehr- und Forschungstätigkeit sowie mit seinen Publikationen ein lebendiger Gegenbeweis. Dort findet Ende März 2005 ein internationales theologisches Symposium anlässlich des 25. Todestags von Oscar Romero statt. *Gustavo Gutiérrez*, der Vater der Theologie der Befreiung, wird dabei über Romeros Bedeutung für unsere Zeit sprechen.



*Am Gemeinschaftshaus «Glaube und Hoffnung» von Flüchtlingen aus El Salvador in Nicaragua (Postkarte, herausgegeben u.a. von BRSD und ChristInnen für den Sozialismus).*

*Romeros* an einflussreichen Stellen im Vatikan. Noch leben in El Salvador die Mitglieder der Oberschicht, die auf die Nachricht seiner Ermordung mit Champagner angestossen haben, und auch die Hintermänner aus dem Umkreis von Roberto D'Aubuisson leben noch. Weiterhin wird behauptet, er sei von bestimmten kirchlichen und politischen Gruppen manipuliert worden.

Für die theologische Inspiration Romeros steht das theologische Zentrum der Zentralamerikanischen Universität, das

#### **Die Aktualität Romeros**

Wie in einem Brennglas bündelten sich die Widersprüche El Salvadors kürzlich in folgendem Ereignis: Am 29. November 2004 wurde ein neues *Kaufhaus des Unternehmens Simán* eingeweiht, das in seiner Luxusarchitektur und mit 10 000 Quadratmetern Verkaufsfläche in Zentralamerika beispiellos ist. Die wichtigsten staatlichen Würdenträger, die Wirtschaftsoligarchie und das diplomatische Corps gaben sich ein Stelldichein. Der Präsident *Elías Antonio Saca* überschlug

sich in seiner Rede in Lobeshymnen auf die Kaufhausdynastie Simán. Erzbischof Fernando Sáenz Lacalle segnete den Konsumtempel.

Nur wenige hundert Meter entfernt von dem Kaufhaus hausen die Menschen in *elenden Hütten*. Sie dürften kaum jemals zu den Kunden zählen und von den bewaffneten Wächtern schon am Eintreten gehindert werden. Bei Romero lassen sich dazu passende Sätze finden: «Bei uns sind die schrecklichen Worte der Propheten auch heute noch grausame Wahrheit. Auch bei uns gibt es jene, die den Unschuldigen für Geld und den Armen für ein paar Sandalen verkaufen», jene, die in ihren Palästen Gewalt und Raub anhäufen; die den Armen in den Staub treten; die dafür sorgen, dass ein Reich der Gewalt entsteht, während sie in ihren Elfenbeinbetten liegen; die ein Haus nach dem anderen erwerben und sich ein Stück Land nach dem anderen aneignen, bis sie das ganze Land besitzen und Alleinherrscher sind.»

Hier die Hoffnung nicht zu verlieren, war schon für Romero eine schwierige Herausforderung. Doch eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche sah er darin, trotz allem die *Hoffnung auf Veränderungen* am Leben zu erhalten. Er predigte keine billige Hoffnung. Wie die Propheten Israels vertraute er darauf, dass Gott die Geschichte seines Volkes durch alle Untergänge, alle Untreue und Katastrophen hindurch doch zum Heil lenken würde. Einer seiner bekanntesten Hoffnungssätze lautet: «Über diesen Ruinen wird die Herrlichkeit des Herrn aufleuchten.» So motiviert und inspiriert Oscar Romero bis heute viele in El Salvador und weltweit, sich für eine gerechtere und menschlichere Welt einzusetzen.

Martin Maier

### Ein Mensch, der an Gott glaubte

Am 24. März 1980 wurde Erzbischof Oscar Arnulfo Romero in San Salvador

während der Feier eines Gottesdienstes von einem gedungenen Scharfschützen ermordet. Was heisst es, 25 Jahre später an diesen zwar nicht vom *Vatikan*, jedoch vom *Volk* schon längst heilig gesprochenen Kirchenführer zu erinnern?

### Mehr als ein «Symbol»

«San Romero de América – ein *Symbol* gelebter Solidarität.» So hat jüngst die Zeitschrift «Orientierung» der Schweizer Jesuiten einen hervorragenden Beitrag von *Giancarlo Collet* betitelt. Ähnlich formuliert Martin Maier in den «Stimmen der Zeit», Romero sei weltweit «zu einem *Symbol* für eine von der Theologie der Befreiung inspirierte und für die Armen engagierte Kirche» geworden. Beim Stichwort «Symbol» setzt trotz aller Zustimmung mein Widerspruch ein. Symbolen ist nämlich eine *verfluchte Dialektik* eigen. Auf der einen Seite verweisen sie auf eine ausstehende, zukünftige bzw. ersehnte Wirklichkeit. Auf der anderen Seite abstrahieren sie von der bestehenden Wirklichkeit, so wie sie ist und nicht sein darf. Symbole sind nicht bloss Hinweise auf eine Realität, sie bedeuten gleichzeitig immer auch Entkontextualisierung, Entmaterialisierung. Sie haben deshalb eine Tendenz zur Blutleere und zur Beliebigkeit. Und sie sind Projektionsflächen, die gelegentlich sehr viel mehr über die Protagonisten der Symbole als über die gedeutete Wirklichkeit aussagen.

Ich möchte diese Dialektik anhand des wichtigsten christlichen Symbols, des *Kreuzes*, verdeutlichen. Das Kreuz ist zunächst ein realistisches, historisches Ereignis. Es war ein *Instrument des Imperium Romanum* im Dienst von Herrschaft und Unterdrückung. Wer die Stirn besass, sich gegen das Imperium aufzulehnen, wurde am Kreuz langsam zu Tode gefoltert. In den Traditionen der Grosskirchen wurde das Kreuz jedoch spiritualisiert und ohne Bezug zur jesuanischen Praxis der Gerechtigkeit gedeutet. Ja, das Kreuz wurde zu einem

rein religiösen Symbol verniedlicht. Seit her hängt es – zum Beispiel – als Schmuck an den Ohren des Popstars Madonna. Es feiert als Halskette eine neue Hochkonjunktur. Oder es ruht in Gold friedlich auf der Brust eines Bischofs. Das Kreuz ist aber in erster Linie nicht ein religiöses Symbol, sondern eine furchtbar blutige Realität, Ausdruck erbarungsloser Gewalt.

In Romero bloss ein Symbol zu sehen – auch das ist eine *Verniedlichung*. Romero mutiert dann zu einem naiven Campesino-Pfäfflein, zur gehobeneren Version eines beschränkten Curé de Campagne in der Art des Pfarrers von Ars. Aus dem Blickfeld gerät jedoch der Kontext, in dem Romero seine Nachfolge des Messias Jesu als Frohe Botschaft für die Armen gelebt hat, nämlich das brutale, rechtsradikale System der Nationalen Sicherheit im El Salvador der achtziger Jahre.

Wer sich zur Aktualität äussert, die Romero aus gesellschaftlicher und kirchlicher Sicht heute noch hat oder zumindest haben könnte, muss sich zunächst zur historischen Erinnerung, zur *Memoria subversiva*, verpflichten. Diese Erinnerung sperrt sich gegen vorschnelle und letztlich beliebige symbolische Bedeutungstransfers. Sie insistiert auf der grausigen Realität der Militärdiktaturen in Zentralamerika. Tausende von politisch und sozial Engagierten wurden umgebracht oder in die Gefängnisse geworfen. Hunderte von gesellschaftlichen Organisationen wurden unterdrückt und zerstört.

#### **Kirchenamtliche Marginalisierung**

Romeros Nachfolge-Praxis vollzog sich jedoch nicht nur im Kontext militärisch-politischer Repression, sondern auch im Kontext kirchenamtlicher Marginalisierung. Gewiss gewann er mit seinem Engagement als Erzbischof auch einen neuen Freundes- und Unterstützungskreis. Zusammen mit seinem Weihbischof und späteren Nachfolger *Arturo*

*Rivera y Damas* wurde er aber innerhalb der salvadorianischen Bischofskonferenz zusehends marginalisiert. Die übrigen Bischöfe El Salvadors – *Pedro Arnaldo Aparicio* von San Vicente, *Benjamín Barrera* von Santa Ana, dessen Weihbischof *Marco René Revelo* und *Eduardo Alvarez* von San Miguel – betrieben einen öffentlichen Konfrontationskurs gegen den Erzbischof. In einem Schreiben, das sie nach Rom schicken wollten, warfen sie ihrem Mitbruder Romero vor, er sei gleichzeitig naiv und verschlagen. Er versuche, Kirche und Land eine politisierte und marxistische Auffassung von Seelsorge aufzuzwingen. Romero habe mit seiner Seelsorge-Haltung unter Priestern, Ordensleuten und Laien eine beängstigende Glaubenskrisen hervorgerufen. Er würde als Hirte der Kirche kaltblütige Verbrecher unterstützen, die sich offen zum Marxismus-Leninismus bekannten. Einer dieser bischöflichen *Quadrigen*, *Eduardo Alvarez*, war zugleich *Militärbischof*. Ich erinnere mich, wie ihn der ansonsten vornehm zurückhaltende *Jon Sobrino* mir gegenüber einmal als *mostro*, als *verdadera bestia* – also als Monster und Bestie – bezeichnet hat.

Neben den Mitbrüdern im Bischofsamt gab es als Widersacher Romeros auch noch den *Nuntius*, Erzbischof *Emanuele Gerada*. Zu ihm notierte Romero einmal Folgendes: «Sein Leben spielt sich weit entfernt von den Problemen unseres Klerus und unserer bescheidenen Leute ab. Für ihn haben die Berichte ... der Politiker und Diplomaten und der begüterten Schicht in den eleganten Stadtteilen das grösste Gewicht.» Auch rund 300 Priester und Ordensleute warfen dem Nuntius in einem offenen Brief vor, mit seinen gegen Romero gerichteten Aktivitäten gebe er ein *antievangolisches Zeugnis*, sein Verhalten sei ein Skandal für das Volk Gottes.

Nicht ignoriert werden darf auch die zwielichtige Rolle des *Kurienkardinals Sebastiano Baggio*, der Chef der Kon-

gregation für die Bischöfe war. Er hetzte Romero in der Person des argentinischen Bischofs *Antonio Quarracino* einen apostolischen Visitator auf den Hals. Dieser schlug prompt vor, den Erzbischof zu entmachten, indem ihm ein so genannter apostolischer Administrator zur Seite gestellt würde. In der Gestalt von *Marco René Revelo* ernannte Baggio schliesslich einen Weihbischof, der – so der Auftrag des Kurienkardinals – den Erzbischof im Zaume halten sollte.

Papst *Johannes Paul II.* schliesslich, der der Theologie und Pastoral der Befreiung mit Misstrauen gegenüberstand, weil er sie in seinem polnisch geprägten



Bischof Romero verteidigt die Rechte der Armen (Bild: Romero-Haus Luzern).

Antikommunismus wohl nie richtig verstanden hatte, liess es an entschiedener öffentlicher Unterstützung für den gefährdeten Erzbischof fehlen. Den schlimmsten Affront leistete sich *Johannes Paul II.* wohl nach dem Tod Romeros. 1995 ernannte er den *Opus-Dei-Mann Sáenz Lacalle* zum Nachfolger des plötzlich verstorbenen *Rivera y Damas* als Erzbischof von San Salvador. Als Militärbischof im Range eines Obersten gehörte *Sáenz Lacalle* immerhin jener Armee an, die seinen Vorgänger Romero auf dem Gewissen hatte.

## Die politische Dimension des Glaubens

Wenn ich mir diese Geschichte der Repression und der Marginalisierung als Kontext von Romeros praktischem Zeugnis vergegenwärtige, sind für mich vier Aspekte bedeutsam:

*Zunächst einmal* gilt: Romero war ein *Glaubenszeuge und Märtyrer* inmitten gesellschaftlicher und kirchlicher Gewalt. Dieses Schicksal teilte er mit einer langen Reihe von bekannten und unbekannt Namen. Romero war kein Einzelfall – nicht einmal als Bischof, erst recht nicht als Christ. Das heisst: Wer an Romero erinnert, muss auch auf die Tausenden von Märtyrern verweisen, die ihr Leben im Dienst einer grösseren Gerechtigkeit verloren haben. Wer von dieser *Wolke von Glaubenszeugen* (Hebr 12,1) absieht und sich auf Romero fixiert, entkontextualisiert, verniedlicht und klerikalisiert diesen.

*Sodann* hat Romero seine Glaubenspraxis als *Verteidigung der Rechte der Armen* verstanden. Im Rückgriff auf den Messias Jesus begriff er den Glauben als eine Praxis, die gebeugte und geschundene Körper aufrichtet. Es ist jene Praxis, die Jesus in der Synagoge von Nazareth beschreibt: «Der Geist des Herrn ruht auf mir ... Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe» (Lk 4,18ff).

Ein solcher Glaube hat, wie Romero immer wieder formuliert, eine politische Dimension. Damit werden auch hierzulande dominierende religiöse Orientierungen in Frage gestellt, die sich aus der Esoterik, der New-Age-Religiosität, der Psycho- und Therapiekultur, der Magie und des Okkultismus speisen. Diese diffusen *Auswahlreligionen* sind *halbierte Formen* der Religion, weil sie das Politisch-Gesellschaftliche ausklammern. Romeros Zeugnis dagegen macht

klar, dass sich Religion nicht auf das Private, Intime und Psychologische beschränken darf. *Messianische Religiosität* beansprucht auch den Raum des Öffentlichen und Politischen.

*Ein dritter Aspekt:* Jon Sobrino hat Oscar Romero ganz einfach als einen Menschen bezeichnet, der an Gott glaubte – genauer noch: als einen Menschen, der wie Jesus glaubte. Wie für Jesus bedeutete auch für Romero «das Sprechen mit und über Gott» vor allem den Willen Gottes wirklich und wirkungsvoll werden zu lassen. Diesen Willen Gottes fand er – wiederum wie Jesus – dort, wo Leben und Tod für Menschen auf dem Spiel stehen, dort wo der Schrei nach Gerechtigkeit und die Hoffnung auf eine menschlichere Gesellschaft aufsteigen. Kurz: Der Wille Gottes nimmt in der Verteidigung des Lebens der Armen Gestalt an. Romero hat es einmal so formuliert: «Entweder dienen wir dem Leben der Menschen in El Salvador, oder wir sind die Komplizen des Todes. Entweder glauben wir an einen Gott des Lebens, oder wir dienen den Mächten des Todes.»

Diese Unterscheidung von *Gott und den Götzen* halte ich für einen unaufgebbaren Eckstein der jüdisch-christlichen Tradition. Der Widersacher der Glaubenden ist nicht der Atheist, sondern der Götzendiener. Und das Nein zum Götzendienst hat seinen Ursprung im Ja zum Gott des Lebens. Dieses Ja zum Gott des Lebens ist zugleich ein Akt der Subversion, weil es den Götzen die Verehrung verweigert, weil es sie als Machwerk von Menschen im Dienste der Unterwerfung und der Versklavung durchschaut. Der Glaube an Gott verweigert damit die Anerkennung von Verhältnissen der Gewalt. Er drückt den Willen zur Befreiung aus.

#### **Auch eine Schuldgeschichte der Kirche**

*Ein Viertes und Letztes:* Der salvadorianische Kontext von Romeros Biografie

macht klar, dass sich auch die *Kirche mit seinem Blut befleckt* hat. Romero hat zwar mit seinem Bekehrungsprozess neue Freunde und Freundinnen gewonnen. Zugleich geriet er immer stärker ins kirchenamtliche Abseits. Seine Mitbrüder im Bischofsamt und der Nuntius haben systematisch seine Isolierung betrieben und ihn schliesslich zum Abbruch frei gegeben. Aber auch die Kurie im Vatikan und der Papst haben es an der notwendigen öffentlichen Unterstützung fehlen lassen. An den Bischof aus San Salvador zu erinnern heisst auch diese Schuldgeschichte der Kirche in Erinnerung zu rufen.

Darüber hinaus bedeutet die Erinnerung an Romero mit einem theologischen und kirchlichen Irrtum aufzuräumen. Mit dem Irrtum nämlich, dass Europa, oder noch schlimmer das Abendland bzw. die Vereinigten Staaten, das Zentrum des Glaubens, der Kirche und der Theologie sei. Die Erinnerung an Romero fordert ein katholisches Kirchenverständnis ein, d.h. ein Verständnis einer Kirche, in der alle Ortskirchen offen sind für das, was in anderen Ortskirchen an Wesentlichem in der Praxis des Glaubens geschieht. Wer an Romero erinnert, bekämpft das *Zentrum-Peripherie-Modell in der Kirche* und bewegt sich weg von einem monozentrischen hin zu einem polyzentrischen Kirchenverständnis.

Odilo Noti

#### **Romero im Horizont von Fragen unserer Zeit**

Oscar Romero liess sich als bald Sechzigjähriger auf einen Wandlungsprozess ein, für den er drei Jahre später mit dem Leben bezahlte. Es war keine späte Bekehrung eines Ungläubigen zum Glauben, sondern ein *radikaler Wandlungsprozess eines tief gläubigen Menschen*, der uns auf die Ambivalenz von Religion und Spiritualität hinweist. Der Umgang mit der Ambivalenz der Religion –

mit ihren lebensfördernden Potentialen und ihrer Gefährdung durch missbräuchliche machtpolitische Vereinnahmung – steht wieder im Mittelpunkt öffentlicher Debatten. Ich möchte mich darum mit der Bedeutung Romeros unter diesem Aspekt auseinandersetzen.

### **Die Ambivalenz des Religiösen in Romeros Lebensgeschichte**

Mit Oscar Romero wurde 1970 ein ängstlicher, konservativer Kirchenmann Weihbischof von San Salvador. Er hatte die damals gängige Sozialisation von Priestern durchlaufen, die ihn während seiner Pubertät und Adoleszenz und während der Studienjahre in Rom von der realen Welt isoliert hatte.

Oscar Romero war ein Konservativer, der nicht zuletzt aus *persönlichen Ängsten* nach Sicherheit suchte. Er glaubte sie in der vorkonziliaren Theologie zu finden, die streng zwischen Kirche und Welt, Glaube und Geschichte, Natur und Gnade trennte. Sein Glaubensverständnis machte aus dem Ängstlichen auch einen *Fügsamen* im Dienste der römisch-katholischen Hierarchie. Im Namen dessen, was er als den richtigen Glauben verstand, denunzierte er 1975 im Vatikan Theologen und Ordensleute, die im Geiste des Vatikanischen Konzils und der Konferenz von Medellín für eine befreiende Theologie und für ein Glaubensverständnis mit sozialen Konsequenzen eintraten, als Verräter des Glaubens.

Romero wollte ein *unpolitischer Kirchenmann* sein. Regierungskreise, Unternehmer und Frauen aus der Oberschicht betrachteten ihn als einen der ihren. Das machte seine Ernennung zum Erzbischof von El Salvador im Jahr 1977 möglich. Er war *Teil der Machtelite* San Salvadors, deren Politik, unterstützt durch die USA, zunehmend in blutige Repression umschlug.

Innerhalb von drei Monaten nach seiner Ernennung war er ein anderer, ein veränderter Bischof, der sich konsequent für die *Rechte der Armen* einsetzte. Er

griff in seinen Predigten den Reichtum und die Ideologie der nationalen Sicherheit, in deren Namen die Gräueltaten begangen wurden, als *Götzen des Todes* an. Seine Ermordung nur drei Jahre später war ebenso angekündigt wie vorausehbar.

Die Biographie Romeros zeigt *exemplarisch*, dass gläubige Menschen – gerade weil sie gläubig sind und dadurch eine hohe Verfügbarkeit entwickeln – immer auch der *Gefahr des Machtmissbrauchs* im Dienste eines Höheren ausgesetzt sind, und zwar als *Opfer* wie als *Täter*. Die Disposition dazu liegt in der Natur religiöser Überzeugungen. Religion richtet sich auf das Absolute und Unbedingte. Ihre Anhänger bekunden oft Mühe, zwischen den Ansprüchen des absolut Göttlichen und Transzendenten und der Geschichtlichkeit, Relativität und Begrenztheit menschlicher Existenz und menschlichen Handelns zu unterscheiden. Religiöse Überzeugungen, die einen totalen Wahrheitsanspruch stellen und unbedingt und ausschliesslich Geltung beanspruchen, können zur Stärkung von religiösen und politischen Machtstrukturen benützt und missbraucht werden.

Die Reflexion und der bewusste Umgang mit der Ambivalenz des Religiösen muss darum überall Thema sein, wo Menschen sich religiös-spirituell engagieren – sei es innerhalb religiöser Gemeinschaften, sei es in Gesellschaft und Politik. Es gilt, die *«Gabe der Unterscheidung»* zu entwickeln. Die Biographie Oscar Romeros kann uns dabei inspirieren.

**«Die Mystik der geöffneten Augen»...**  
Was hat den Wandel Oscar Romeros bewirkt? Ich masse mir nicht an, hier das zu ergründen, was im Innersten dieses Menschen vor sich ging. Wir können aber von Fakten ausgehen, die ganz klar an seinem Wandel beteiligt waren. Da war der lebendige *Kontakt mit den Armen* als Bischof von Santiago de María

(1974-1977), der ihm die *strukturellen Ursachen* der Armut bewusst machte. Dazu kam die Erfahrung der wachsenden staatlichen Repression, deren Opfer auch Campesinos wurden, die in kirchlichen Zentren geschult worden waren. Die Ermordung des Jesuiten *Rutilo Grande*, der im Auftrag von Grossgrundbesitzern umgebracht wurde, brachte den Wendepunkt. Romero hatte sein Wirken lange verständnislos und misstrauisch beobachtet. «Er hat mir die Augen geöffnet», bekannte er angesichts des Ermordeten.

«Helft mir, klar zu sehen!» wurde zu einem Leitmotiv und zum Auslöser für die nächsten Schritte in der bekannten Trias *«Sehen – urteilen – handeln»* der lateinamerikanischen Befreiungstheologie.

Im «klaren Sehen» liegt denn auch für den Theologen *Johann Baptist Metz* der Zusammenhang zwischen Spiritualität und Politik begründet: «Die christliche Spiritualität ist in einem recht verstandenen Sinn durchaus politische Spiritualität, christliche Mystik ist politische Mystik. Nicht als Mystik der politischen Macht und der politischen Herrschaft, sondern zunächst einmal ganz schlicht und fundamental als Mystik der geöffneten Augen.»

### ... in der Schweiz 2005

Ist diese Methode hier und heute für uns tauglich? Wir leben in einer total anderen Situation. El Salvador war in den Siebziger Jahren geopolitisch von Antikommunismus und Kaltem Krieg geprägt. Es herrschte blutige Repression, die schliesslich zu einem Bürgerkrieg mit 80 000 Toten führte. Die Verantwortlichen waren klar identifiziert. Im Vergleich dazu haben wir in der Schweiz des Jahres 2005 einen relativ hohen Stand an garantierten Menschenrechten und an Rechtssicherheit sowie eine hoch entwickelte Zivilgesellschaft. Unser Thema ist die Gefährdung des hohen Grades an *sozialer Integration* und die sys-

tematische *Demontage von Grundrechten*. Ein Versuch «klar zu sehen» führt zu folgenden Notizen:

*Jugendgewalt* ist ein Gruppenphänomen junger Männer. Die Akzeptanz rassistisch motivierter Gewalt wächst. Basler Forscher stellen fest, dass die neue Jugendgewalt in einem kalten sozialen Klima entsteht. Den Jugendlichen fehlt es an Zuwendung und Akzeptanz.

Unter uns leben 100 000 (nach Bundesrat Blocher etwas weniger) bis 150 000 (Schätzung Médecins sans Frontières) *Sans-papiers*. Sie werden ausgenutzt als billigste Arbeitskräfte. Als Folge ihrer Klandestinität ist ihre medizinische Grundversorgung nicht gewährleistet, die laut Artikel 12 der Bundesverfassung jedem Menschen zusteht.

Der Ständerat hat das *Asylgesetz* massiv verschärft. Auch hier geht es um die Demontage des verfassungsmässigen Grundrechts: «Wer in Not gerät und nicht in der Lage ist, für sich zu sorgen, hat Anspruch auf Hilfe und Betreuung und auf die Mittel, die für ein menschenwürdiges Dasein unerlässlich sind» (Art. 12 der Bundesverfassung).

*Jürg Schertenleib*, der Jurist der Flüchtlingshilfe, verweist in seinem Kommentar auf das *richtige* und *falsche Sehen*. Nicht die Fakten entscheiden, «sondern die Bilder, die sich die Politik darüber macht». Diese Bilder führten dazu, dass man bei einem Prozent von Asylsuchenden von Masseneinwanderung spreche, Schwarzhäutige fast kollektiv zu Drogendealern erkläre und Ausländern die Schuld an der Arbeitslosigkeit zuschiebe.

Die Themen, die Oscar Romero in seinen Sonntagspredigten aufgreifen würde, liegen auf dem Tisch. Möge er uns beim klaren Sehen helfen.

Anne-Marie Holenstein

## Die sozialen Weichen werden falsch gestellt

«Für mich ist es eine perverse Logik, den Sozialstaat zu beschneiden mit der Begründung, ihn dadurch retten zu wollen.» Der Politologe Christoph Butterwegge plädiert für den Sozialstaat als Garant für Wachstum und Demokratie. Selbst SPD-Mitglied, wendet er sich scharf gegen die derzeitige Politik der Bundesregierung. Butterwegge leitet die Abteilung für Politikwissenschaft an der Universität Köln. Er forscht über Themen wie Globalisierung, Wohlfahrtsstaat, Kinderarmut oder Generationengerechtigkeit. Renate Angstmann-Koch hat mit ihm über die aktuelle Weichenstellung in der Gesellschaftspolitik gesprochen. Wir veröffentlichen das Interview mit der freundlichen Erlaubnis des Schwäbischen Tagblattes. Red.

### Rentenkürzung ist kein Beitrag zur Generationengerechtigkeit

**Renate Angstmann-Koch:** Die Bundesregierung will den Rentnerinnen und Rentnern eine Nullrunde zumuten. Ist das nötig?

**Christoph Butterwegge:** Ich würde eher den *Versicherungsbeitrag erhöhen*. Dann würde zumindest die Last gleichmäßig verteilt auf Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Die Renten zu kürzen bedeutet, bei denjenigen Einschnitte vorzunehmen, die es sich am wenigsten leisten können. Das gilt insbesondere für die immer noch vielen hunderttausend Frauen, die mit Minirenten von 450, 500 Euro kaum über die Runden kommen. Bei denen zu kürzen, halte ich für zutiefst unsozial.

**RA-K:** Die meisten Rentnerinnen und Rentner sind aber gut versorgt. Die heutigen Armen finden sich eher unter den Jüngeren.

**CB:** Die Renten kürzung ist aber kein Beitrag zur Generationengerechtigkeit. Denn es trifft auch die späteren Rentnergenerationen, wenn man die Renten nicht erhöht. Der beste Beitrag zur Generationengerechtigkeit bestünde darin, einen *funktionstüchtigen Sozialstaat* zu hinterlassen und nicht einen, der gerupft ist, der magersüchtig ist, der verschlankt ist, so dass im Grunde die sozial Benachteiligten die Zeche zahlen.

**RA-K:** Aber die Zahl der Beitragszahlenden in die Rentenversicherung wird zurückgehen, gleichzeitig werden die Menschen immer älter.

**CB:** Mit dem Argument des demografischen Wandels und der Generationengerechtigkeit wird sehr viel Schindluder getrieben. Keine Rente muss aus diesem Grund gekürzt werden. Die Renten werden immer aus der *laufenden Wertschöpfung* bezahlt, hängen also davon ab, wie reich eine Gesellschaft ist. Die Gesellschaft der Bundesrepublik war noch nie so reich wie heute. Aber der Reichtum ist sehr ungleich verteilt. Die

soziale Scheidelinie verläuft nach wie vor zwischen Arm und Reich und nicht zwischen Alt und Jung.

**RA-K:** *Es gibt aber immer mehr arme Familien und Kinder.*

**CB:** Es ist schon so, dass sehr viele Familien und besonders Kinder von Armut betroffen sind. Auf der anderen Seite gab es noch nie so viele reiche Kinder wie heute. Das Schlagwort der Generationengerechtigkeit lenkt davon ab, dass innerhalb jeder Generation die Kluft zwischen Arm und Reich größer wird. Es müsste die *Armut in jeder Generation* bekämpft werden, und es darf nicht eine Generation gegen die andere ausgespielt werden, wie das gegenwärtig passiert.

### Die Weichen werden falsch gestellt

**RA-K:** *Zukunftsfähigkeit setzt Wachstum und Beschäftigung voraus. Gerade dazu soll ja die Begrenzung der Lohnnebenkosten dienen.*

**CB:** Ja, so argumentiert die Bundesregierung. Es ist regelrecht ein *Dogma, die Lohnnebenkosten zu senken*. Das wird damit begründet, dass durch die steigenden Lohnnebenkosten die Arbeitslosigkeit steige. Da wird *Ursache und Wirkung verwechselt*. Die Lohnnebenkosten sind so hoch, weil die Arbeitslosigkeit so hoch ist, nicht umgekehrt. Sonst müssten in Bangladesh oder in Burkina Faso Vollbeschäftigung und Luxus herrschen. Man sieht aber, dass gerade umgekehrt sehr weit entwickelte Wohlfahrtsstaaten auch ein hohes Wirtschaftswachstum und Wirtschaftspotenzial haben. Nicht umsonst ist die Bundesrepublik Deutschland mit einem relativ entwickelten Sozialstaat *Exportweltmeister*. Die Lohnnebenkosten werden zu einem Mythos erhoben, wenn der Eindruck erweckt wird, sie zu senken sei das A und O jeder Wirtschafts- und Sozialpolitik.

**RA-K:** *Sie erwarten also von den Reformen – Hartz, Gesundheit, Rente – keinen Aufschwung am Arbeitsmarkt.*

**CB:** Nein, ich befürchte sogar das Gegenteil. *Leistungskürzungen* bewirken, dass gerade diejenigen, die über nicht viel *Kaufkraft* verfügen und den größten Anteil ihres Einkommens direkt in Konsum umsetzen, im nächsten Jahr eher noch weniger Geld in der Tasche haben. Von der vorgezogenen *Steuerreform* profitiert dagegen vor allem, wer über ein *sehr hohes Einkommen* verfügt. Der Spitzensteuersatz sinkt am meisten. Doch diejenigen, die über sehr viel Geld verfügen, kaufen sich Aktien, sie kaufen sich Wertpapiere und legen das Geld eher an, als es für den täglichen Bedarf auszugeben.



**RA-K:** *Welche Alternative hätte die Regierung?*

**CB:** Im Grunde müsste die Massenkaukraft gestärkt werden. Aber all diese Reformen führen eher dazu, dass weniger Geld in Umlauf kommt. Ich fürchte sogar, es handelt sich um eine *gesellschaftspolitische Richtungsentscheidung*. Wir müssen uns fragen, soll das eine Hochleistungs- und Konkurrenzgesellschaft sein mit einem weniger entwickelten Sozialstaat, wo eher *soziale Kälte* um sich greift, oder wollen wir in einer Gesellschaft leben, die versucht, die Massenarbeitslosigkeit zu bekämp-

*Christoph Butterwege: «Die Rentenhöhe ist keine Frage der Biologie, sondern der Politik».*

fen und nicht die Arbeitslosen. Diese Reformen sind erst der Beginn einer Entwicklung, aber die Weichen werden mit ihnen falsch gestellt.

### Demografie als Mittel der Demagogie

**RA-K:** *Wie lässt sich bei den demografischen Veränderungen ein Sozialstaat überhaupt organisieren?*

**CB:** Die Veränderung der Altersstruktur der Gesellschaft wird häufig dramatisiert. Mir scheint, dass dahinter manchmal auch bestimmte ökonomische und politische Interessen stehen, dass die Demografie als Mittel der sozialpolitischen Demagogie benutzt wird. Wenn die Be-



völkerung der Bundesrepublik älter wird, entsteht daraus nicht der Zwang, entweder die Renten zu kürzen oder die Beiträge zu erhöhen. Die dritte Möglichkeit wäre, die Wohlhabenden und Reichen in der Gesellschaft zur Verantwortung zu ziehen, etwa über eine *höhere Erbschaftsteuer*, über eine *Vermögenssteuer* – die ja abgeschafft worden ist in der Bundesrepublik im Unterschied zu den meisten anderen Staaten der Welt, auch den USA.

Wenn die Bevölkerungszahl der Bundesrepublik von jetzt 82 Millionen Menschen auf 75 Millionen im Jahr 2035 oder noch weiter sinkt und gleichzeitig das Wirtschaftswachstum, wie es auch die Rürup-Kommission prognostiziert, bis 2035 jährlich bei 1,7 Prozent liegt, wird der Reichtum der Gesellschaft größer. Wenn der *wachsende Reichtum* auf *weniger Menschen* verteilt werden muss,

ist überhaupt kein Zwang da, Sozialleistungen zu kürzen.

Die Rentenhöhe ist keine Frage der Biologie, sondern eine *Frage der Politik*. Ich sehe nicht ein, warum die Altersvorsorge der Gesellschaft an denen vorbei geht, die als Beamte, als Freiberufler, als Selbstständige, vielleicht sogar als Multimillionäre überhaupt nicht in die Finanzierung sozialer Sicherung einbezogen sind.

**RA-K:** *Sie plädieren also für eine Bürgerversicherung?*

**CB:** Sie wäre die Möglichkeit, alle Bürgerinnen und Bürger an den Kosten für soziale Sicherung zu beteiligen. Es stünde der Gesellschaft der Bundesrepublik gut an, ein bisschen mehr Solidarität zu zeigen. In der *Schweiz* ist es durchaus möglich, dass Millionäre mit in die Rentenversicherung einzahlen und dann am Ende ihres Lebens nur eine gedeckelte Rente von 2010 Franken beziehen. Bei uns geht der Trend allerdings dahin, Reiche sowohl aus der Solidarität der Sozialversicherung zu entlassen als auch sie durch immer weiter sinkende Spitzensteuersätze zu entlasten.

**RA-K:** *Fühlen Sie sich mit Ihren Positionen auf verlorenem Posten?*

**CB:** Es gibt zur Zeit ja so eine Art *große Koalition* in Berlin, die dann auch noch häufig FDP-Politik macht. Und der *Mainstream* in Wissenschaft und öffentlicher, besonders in veröffentlichter Meinung geht in eine Richtung, die mit meinen Vorstellungen nicht übereinstimmt. Aber es gibt auch viele, die die Entwicklung dieser Gesellschaft immer kritischer sehen: in den Gewerkschaften, in den Kirchen, in den Wohlfahrtsverbänden, bei Arbeitsloseninitiativen, bei Globalisierungskritikern wie dem Netzwerk Attac. Dass sich die Kritiker durchsetzen werden – da bin ich allerdings eher skeptisch. ●

## Proteste bis zur Erschöpfung

«Die Demonstranten gehen, Hartz IV kommt». Mit dieser schöpferischen Anspielung auf das bekannte Jonny Walker-Werbemotto formulierte die Süddeutsche Zeitung mit deutlicher Genugtuung die sich abzeichnende Entwicklung der Proteste. In der Tat: Mit der Demonstration vom 2. Oktober 2004 haben sich die breiten Proteste erst einmal erschöpft.

Schauen wir zurück: Ab dem 19. Juli verschickte die Bundesagentur für Arbeit die *Formulare für das ALG II*, Ende Juli begannen in mehreren ostdeutschen Städten unabhängig voneinander Initiativen für «Montagsdemonstrationen»



gegen Hartz IV. Damit wurde aus der weit verbreiteten Angst vor der Abschaffung der Arbeitslosenhilfe und der Empörung über immer neue Zumutungen für die abhängig Beschäftigten und Erwerbslosen endlich *öffentlicher Protest*.

Mit der Demonstration in Berlin und Ansätzen in einigen westdeutschen Städten startete Mitte August der Versuch linker Gruppen, das regional erfolgreiche Protestmodell zu verallgemeinern. Es gelang nur in der *Hauptstadt*, wo im Zuge der «Wiedervereinigung» der Westen an den Osten angeschlossen worden war. Unberührt vom politischen Konflikt unter den Organisatoren zogen am 16. August Linksradikale und Kreuzberger Ureinwohner gemeinsam mit gesitteten Mitbürgerinnen und Mitbürgern aus allen Himmelsrichtungen und einigen ehemaligen DDR-Oppositionellen zur *SPD-Zentrale*. Noch nie wurden so

Sebastian Gerhardt

# Hartz IV kommt – aber ob es bleibt, entscheiden wir

Seit dem 1. Januar 2005 ist in Deutschland das «Vierte Gesetz für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt», auch Hartz IV genannt, in Kraft. Das Gesetz ist Teil der «Agenda 2010», der laut Bundeskanzler Gerhard Schröder «größten Sozialreform der Nachkriegszeit». Die «Sozialreform», von der die Regierenden sprechen, ist aber in aller Regel der Sozialabbau, den sie meinen. Hartz IV schafft Arbeitslosen- und Sozialhilfe ab, stattdessen wird Bedürftigen künftig das so genannte «Arbeitslosengeld II» (ALG II) gezahlt. Dabei wird ein unterschiedlicher Bedarfssatz zu Grunde gelegt: Im Westen liegt der Grundbetrag bei monatlich 345 Euro, im Osten bei 331 Euro. Auch Kinder werden dieser Logik folgend unterschiedlich «gewertet». Findet ein Hilfebedürftiger keine reguläre Arbeit, kann ihm eine «Arbeitsgelegenheit» angeboten werden. Wer solche Ein-Euro-Jobs ablehnt, muss mit einer Kürzung des Arbeitslosengelds rechnen. Die Zielrichtung des Gesetzes haben seine Urheber kurz mit «Fördern und Fordern» beschrieben, damit soll die Wiedereingliederung von Langzeitarbeitslosen in den Arbeitsmarkt in Angriff genommen werden. Stattdessen geht die Angst um. Sie hat sich in Demonstrationen über zwei Monate hinweg Luft verschafft. Inzwischen ist Resignation eingekehrt. Warum das so ist und was weiterhin zu tun wäre, analysiert Sebastian Gerhardt in seinem Beitrag. Gerhardt ist Philosoph und Mathematiker. Er arbeitet im Berliner Haus der Demokratie und als Redakteur der Zeitschrift «Berlin von unten».

Red.

viele Damenhandtaschen auf einer Demo gesehen.

Da drehte sich schon der Wind. Die Regierung machte klar, dass sie nicht im Traume an eine Änderung der Hartz-IV-Gesetze denkt. Und die *Gewerkschaftszentralen* gaben ihren regionalen Gliederungen grünes Licht für Proteste – und erteilten damit gleichzeitig einer bundesweiten Mobilisierung eine beiläufige Absage. Nur dort, wo es lokalen Druck gibt, wird unterstützt: Das hieß aber, die Bewegung würde auf den Osten beschränkt bleiben. Einzelinitiativen hier und da änderten an der Sache nichts.

Deshalb traf der Vorschlag einer bun-



desweiten Demo am 2. Oktober auf breite Zustimmung: Es schien der einzige Weg zu sein, wenigstens für einen Tag den Westen der Republik mit in die Bewegung hinein zu bekommen. Der Termin entstand aus einem Dilemma: Er sollte so nah wie möglich sein, damit die ostdeutschen Demos bis dahin durchhalten – und so fern wie möglich, damit Unterstützung aus Altgermanien mobilisiert werden kann.

#### **Keine Niederlage, kein Sieg**

Die Gründe für das Entstehen der heutigen Bewegung im Osten sind die gleichen, die eine Verallgemeinerung ausschließen. Auf dem Gebiet der vormaligen DDR hat sich eine *vom Westen abhängige Ökonomie* etabliert. Das Bewusstsein von dieser Abhängigkeit setzt

jedem breiten Protest sehr pragmatische Grenzen. Schon Anfang September gab es daher eine ganze Reihe von *offenen Fragen*, denn die Wochen der großen Sprüche von Kanzlersturz und «breiter Volksbewegung» waren vorbei: Warum nehmen die Teilnehmerzahlen der Demonstrationen ab? Wie ist die Lage der Proteste vor Ort in der 6ten, 7ten, teils 8ten Woche? Warum gelingt es den Neonazis, sich auf Demos zu halten? Wo sind Verbündete zu finden? Wie sind die Chancen für eine Mobilisierung im Westen? Was können wir mit den Gewerkschaften erreichen, die die Kollegen selbst in unmittelbar betroffenen Bereichen nur noch zum geordneten Rückzug zusammenbringen? Was machen wir mit der großen Spaltung, dass nämlich die Arbeitslosen demonstrieren können, bis Ihnen die Beine abfallen – während die Beschäftigten zusehen, wie sie die wöchentliche Maloche hinter sich bringen? Es ging – und es geht – um den Inhalt der Proteste, und nicht darum, wer am lautesten oder am schnellsten ist. *Solidarität* ist nicht selbstverständlich, schon gar nicht unter den *Betroffenen von Arbeitszwang und Sozialkürzung*.

Mehr noch: Wenn die Protestbewegung gegen Hartz IV im Osten auch nicht gewinnen konnte, so konnte sie doch im Osten verloren gehen. Denn in der atomisierten sozialen und politischen Landschaft der fünf neuen Länder sind *neofaschistische Gruppen* längst zivilgesellschaftlich verankert. In einzelnen Orten haben Neonazis die Proteste übernehmen können und am Ende blieb den gutwilligen Veranstaltern nur die Resignation, um ihnen die öffentliche Bühne zu entziehen, zum Beispiel in Freital bei Dresden. Der dann folgende *Wahlerfolg* der neofaschistischen Parteien in Sachsen und Brandenburg wird zwar das politische System dieser Bundesrepublik nicht erschüttern. Aber die Positionen der Neonazis sind dadurch befestigt worden, auf Jahre hinaus.

Die *Theorie der Regierungsparteien*

stand sofort fest: die Anti-Hartz-Proteste hätten einen Populismus befördert, der nun den Rechten den Weg bereitet habe. Tatsächlich stand der Wahlerfolg von NPD und DVU aber am Ende der Proteste. Kaum einer glaubte mehr, Hartz IV sei zu verhindern. Nicht Demonstranten, mehrheitlich eher links orientiert, gaben den Neonazis die Stimmen. Es waren vielmehr Beobachter der erfolglosen Demonstrationen, die eine ganz bestimmte Sorte von Protest gewählt haben. Gerade angesichts der rechten Gefahren braucht es neue Strategien, wenn wir mehr wollen als uns nur gegenseitig zu bestärken.

Wie stark der Protest wirklich war, zeigte der 2. Oktober. Auch unter dem öffentlichen Druck von Regierung, Presse und Unternehmern, ohne Bündnispartner auf nationaler Ebene – und trotz der Ermüdung und Perspektivlosigkeit hatten sich die Demonstrationen über *zwei Monate* gehalten. Die Demonstranten zeigten eine *Betroffenheit und Empörung*, die sich nicht einfach wieder zusammenfalten und wegpacken lässt. Die beflügelnde Hoffnung auf Erfolg machte dem trotzigem Glauben an die gerechte Sache Platz. Wer das demonstrieren wollte, kam am 2. 10. nach Berlin. Ohne große Resonanz im Westen fanden sich doch 50 000 Menschen ein. Keine Niederlage, kein Sieg. Was nun?

#### Was nun?

Die richtige Richtlinie, die alle Fragen korrekt beantwortet, hat keine der aufrufenden Gruppen und keiner der Demonstranten in der Schublade oder auf den Lippen. Es ist nicht angenehm, das zuzugeben. Die Versuchung war daher groß, die Widerstände einfach zu ignorieren und die Flucht nach vorn anzutreten. Dies ist die *alte SED-Strategie* (und die Strategie anderer führender Parteien), die «unseren» Menschen die Fragen und Widersprüche nicht zumuten will, die einfache, «klare» Lösungen anbietet, weil die realen Probleme für die «ein-

fachen» Menschen zu kompliziert sind und uns arme Dummköpfe nur verwirren können. Es gibt aber auch den anderen Weg, der die unausweichlichen politischen Konflikte, die unterschiedlichen, auch falschen Antworten, die gegensätzlichen, auch gefährlichen Positionen, die auf der Straße, hier unter uns anzutreffen sind, nicht wegredet oder ignoriert.

Nicht in einem stalinistischen Geschichtsfahrplan irgendwelcher «Marxisten-Leninisten» sind historisch notwendig die nächsten Schritte vorgeschrieben, so dass wir nur noch brav folgen müssen. Im Gegenteil: Es reicht nicht, mehr oder weniger richtige Forderungen an «die da oben» zu richten. Die erste Forderung geht an uns selbst: die *Bildung handlungsfähiger Gruppen*, in denen die Einzelnen nicht eingereiht werden, sondern zusammenarbeiten können. Es geht um politische und soziale Organisationen, in denen die Erfahrungen ermüdender *Konkurrenz* und alltäglichen *Klassenkampfes* verarbeitet werden können. Nur mit denen ist dann auch den Nazis zu begegnen.

Solche Organisationen können nur bestehen, wo es gemeinsame Ziele gibt, die der Schärfe der Konflikte angemessen sind. Im Märchen heißt es, wer mit dem Teufel essen will, muss einen langen Löffel haben. Wenn wir die Vorstellung vom «Teufel» als ein Bild für sehr irdische Mächte auffassen, lässt sich dieser Hinweis auf unsere Verhältnisse anwenden: So lange Löffel, dass sich mit ihnen gefahrlos am Tisch des Kapitals speisen ließe, haben die Reformpolitiker aller Richtungen noch nicht erfunden.

«Wenn du sowohl den Feind als auch dich selbst kennst, kannst du ohne Gefahr hundert Kämpfe ausfechten. Wenn du nicht den Feind und nur dich selbst kennst, kannst du siegen oder geschlagen werden. Wenn du sowohl den Feind als auch dich selbst nicht kennst, wirst du in jedem Kampf eine Niederlage erleiden» (Sun Zi: Über die Kriegskunst).●

## Das Ende des Zweiten Weltkriegs am Niederrhein

*Der Beitrag von Erika Adolphy ist als historische Einführung in die nachfolgende Erinnerungspädagogik für den «niederrheinländischen» Kulturraum von Thomas Ruffmann zu lesen. Es geht um das letzte Kriegshalbjahr in der Gegend von Achterhoek/Arnhem bis Wesel/Süd-Limburg. Der Text folgt den Materialien in der Unterrichtsmappe zur Ausstellung «Bomben auf unser Haus», die letztes Jahr im Nationalen Befreiungsmuseum 1944-45 in Groesbeek (NL) zu sehen war. Vor allem einer jüngeren Generation sollen die Schrecken der Bombardierungen bewusst gemacht werden. Erika Adolphy, Jg. 1936, ist Diplompädagogin und ehemalige Redakteurin von CuS. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Frauen-Biographien und Seniorenbildung. Red.*

### «60 Jahre Befreiung»

Seit fast 19 Jahren lebe ich am *Niederrhein bei Kleve*. Die unmittelbare Nähe meines neuen Wohnortes zu den Niederlanden bewirkte, dass ich mich für meine Nachbarn jenseits der damals noch durch Schlagbäume markierten Grenze zu interessieren begann. Ich lernte die Sprache und schloss Freundschaften. Ich erfuhr manches über dieses Land, über den Krieg und die Rolle, die gerade der Landstrich, in dem ich jetzt wohne, im *letzten Kriegshalbjahr* bis zur Befreiung im Frühjahr 1945 gespielt hat.

Dazu hat das Befreiungsmuseum in Groesbeek, das nur 10 Kilometer von meinem Zuhause entfernt liegt, erheblich beigetragen. Aus Anlass des 60. Jahrestages des Kriegsendes wurde ich gefragt, ob ich an dem grenzübergreifenden Projekt «60 Jahre Befreiung» mitarbeiten wollte. Ich bin nun eine von zehn niederländischen und deutschen Ehrenamtlichen, die *Zeitzeugen interviewen*, um die Erlebnisse der Menschen während jenes Halbjahres, als der Krieg im *Raum Arnhem – Nimwegen – Kleve* tobte, zu dokumentieren. Auf der Basis dieses Materials sollen eine Ausstellung, Unterrichtsmaterial für Schulen und ein historischer Reiseführer entstehen.

### «Big Week»

Am 10. Mai 1940 fielen deutsche Soldaten in die Niederlande ein. Am 14. Mai 1940 wurde Rotterdam bombardiert, bald danach kapitulierten die Niederlande. Am 22. Februar 1944 stiegen amerikanische Flugzeuge von England aus mit der Mission auf, Flugzeugfabriken mitten in Deutschland zu bombardieren. Beinahe 800 Flugzeuge flogen in drei Angriffswellen nach Deutschland. Die schlechte Wetterlage behinderte zwei der drei Angriffswellen schwer. England beschloss, die 177 «Liberators» der zweiten Angriffswelle zurückzuholen. Im deutsch-niederländischen Grenzgebiet entstand ein Gedränge von Flugzeugen. Starker Wind trieb sie unmerklich in

Richtung Niederlande ab. Die Bombenwerfer der 448. Bombardierungsgruppe dachten, dass sie sich über Münster befänden, warfen aber ihre Bomben auf *Enschede* ab. Danach wurde auch *Arnhem* getroffen, das sie für die deutsche Stadt Goch hielten. Das Gewerbegebiet, die Gasfabrik, aber auch das Wohnviertel am Nederrijn wurden getroffen.

Über *Nimwegen* dachten die Amerikaner, *Kleve* unter sich zu haben. Um halb zwei Uhr nachmittags warfen 12 Maschinen der 446. Bombardierungsgruppe und 2 der 453. Bombardierungsgruppe insgesamt 144 Sprengbomben und 426 Splitterbomben auf *Nimwegen* ab. Die Stadt lag in Trümmern. Fast 800 Menschen kamen ums Leben. In den deutschen Städten starben während dieser «Big Week» insgesamt 2300 Zivilisten. Bei den US-Amerikanern wurden 2600 Besatzungsmitglieder schwer verletzt oder kamen ums Leben. Im Gesamtgeschehen des Krieges war dies nur ein «Zwischenfall», für viele Beteiligte war «Big Week» jedoch ein Ereignis, das ihr Leben für immer veränderte.

#### **Der größte Luftsinsatz der Geschichte**

Am 17. September 1944 begann «*Market Garden*». Während dieser Operation fand der größte Luftsinsatz der Geschichte statt. Fallschirmspringer sollten mit Lastenseglern hinter den deutschen Linien abgesetzt werden, um den alliierten Truppen den Weg über den Rhein zu bereiten. Aber die Aktion schlug fehl wegen des deutschen Widerstandes. Am 21. September sprangen polnische Fallschirmspringer bei *Driel* gegenüber von *Oosterbeek* ab und trafen am 22. September mit den Briten zusammen.

Seit dem Beginn von «*Market Garden*» befand sich *Kleve* im Frontgebiet. Im September und in den ersten Oktobertagen gab es bereits 140 Tote bei verschiedenen Bombardierungen. Aber der *schwarze Tag in der Geschichte Kleves* wurde der 7. Oktober 1944. Anlass dazu war *Montgomerys Plan* zur Eroberung

des linken Rheinufer bis nach *Krefeld*. Diese Operation wurde im letzten Moment verschoben, weil das linke Maasufer noch erobert werden musste. Am 7. Oktober waren die Flugzeuge trotzdem nach *Kleve* unterwegs.

Ein Drittel der Bevölkerung hatte *Kleve* bereits verlassen. Für die noch anwesende Bevölkerung kündigten die «Weihnachtsbäume» die sich nähernde Gefahr an. Die Engländer markierten mit roten und grünen Lichtkugeln die Ziele. Um 14.30 Uhr warfen 335 Flugzeuge ihre Bomben ab. Eine *Halifax* flog mit der Ladung mitten in den Schwanenturm der *Klevert Burg*. Am Abend wurde die Stadt nochmals bombardiert. Ein Teil der Bomben explodierte wegen eines eingebauten Mechanismus mit einer Verzögerung von 1 bis 72 Stunden (sogenannte «Spätzünder»). Das verursachte zusätzliche Opfer und Panik. Insgesamt wurden bei dieser Bombardierung 561 Personen getötet und die Innenstadt zum größten Teil verwüstet. Ein einziger großer Trümmerhaufen blieb zurück. Jemand schrieb: «*Kleve besteht nicht mehr.*»

Danach bombardierten die Alliierten *Emmerich*. Dabei starben 20mal mehr Zivilpersonen als Soldaten: ungefähr 600 Tote und 1000 Verletzte waren die Folge. Die Stadt war zu 97% zerstört. Das englische Radio berichtete: «Heute sind *Kleve* und *Emmerich* dem Erdboden gleich gemacht worden.»

Im Februar und März 1945 zogen die Alliierten vom Südosten der Niederlande zum Rhein. Wiederum waren *Kleve* und *Emmerich* Zielscheiben, auch Städte wie *Rees*, *Wesel*, *Dinslaken*, *Goch*, *Geldern* und *Xanten* wurden vernichtend bombardiert. Nach der Eroberung des Niederrheins konnten die Alliierten im März 1945 den Rhein überqueren. Das letzte große Hindernis für die *Befreiung Deutschlands* war endlich überwunden. Am 25. April 1945 trafen sich die Armeen der westlichen Alliierten und der Russen bei *Torgau* an der *Elbe*. Zwei Wochen später war der Krieg zu Ende. ●

## Wo (nicht nur) der Rhein verbindet

Ansätze zu grenzüberschreitender Erinnerungsarbeit in den nördlichen NiederRheinLänden

*Dieser Beitrag schildert die Ansätze zu einer grenzüberschreitenden historisch-politischen Bildungsarbeit, wie sie sich vor allem in den vergangenen fünf Jahren im klevisch-gelderländischen Grenzraum entwickelt hat, dort wo der Rhein in die Niederlande fließt, um sich prompt in Waal und Pannerdens Kanal/Nederrijn zu teilen, dort wo die Grenzen noch bis zum Zweiten Weltkrieg im Alltagsleben der Menschen keine große Rolle spielten, wo man untereinander heiratete, zum Arbeiten oder Einkaufen ins Nachbarland wanderte, wo man das gleiche Platt sprach und wo das Bewusstsein der traditionellen Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen historischen Kulturraum – dem burgundisch-niederländisch-flämisch-niederrheinischen, kürzer: dem «niederrheinländischen» – nie ganz erloschen ist. – Es handelt sich um die überarbeitete und gekürzte Fassung des Originalbeitrags in: Bildungswerk der Humanistischen Union (Hg.): *Gemeinsames Erinnern an den Nationalsozialismus? Gedenkorte und Geschichtsprojekte in den Niederlanden, Belgien und Nordrhein-Westfalen*, Recklinghausen 2000. Der Verfasser, Jg. 1955, ist seit 1985 Fachbereichsleiter für politische und kulturelle Bildung an der Volkshochschule der Stadt Kleve. Weiterführende Literaturangaben sind bei ihm abrufbar (Thomas.Ruffmann@kleve.de).*

T.R.

### Nationale und lokale Gedenktraditionen ...

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, in den nunmehr 60 Jahren seit dem Ende der zwölfjährigen nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland und des fünfjährigen Besatzungsregimes in den Niederlanden, haben sich nationale und lokale Gedenktraditionen entwickelt, vor deren Hintergrund eine grenzüberschreitende Erinnerungsarbeit gesehen werden muss. In einem Gespräch mit dem Nimweger Sozialgeografen und Mitarbeiter des Zentrums für Deutschlandstudien *Jan Smit* hat der Autor dieses Beitrags im Herbst 1994 versucht, diese Traditionen zu beschreiben. Das Gespräch, das von der Zeitschrift des grenzüberschreitenden deutsch-niederländischen Heimatkundevereins «Die Düffel» als programmatische Einführung in das Themenheft zum 50. Jahrestag der Befreiung publiziert wurde, soll hier ausschnittsweise wiedergegeben werden, da es die Frage nach dem «gemeinsam Gedenken» ausdrücklich auch vor dem lokalen bzw. regionalen Hintergrund stellt und zugleich selbst ein Dokument gemeinsamer Erinnerungsarbeit ist.<sup>1</sup>

#### ... ein Gespräch

**Jan:** *Gemeinsam gedenken oder miteinander gedenken? Es scheint genau das Gleiche zu sein, aber dahinter können sich riesengroße Unterschiede verbergen. Gemeinsam gedenken bedeutet für mich das gemeinsame Gedenken von Niederländern, Deutschen oder Kroaten jeweils zusammen in der eigenen Gruppe. Miteinander gedenken geht darüber hinaus. Dann kommen diejenigen zusammen, die früher nicht miteinander einig sein durften und deshalb zu Feinden werden mussten. Gemeinsam gedenken, darin haben wir Niederländer Erfahrung, das ist uns mit der Muttermilch eingegeben worden. Der 4. Mai war dabei immer der Höhepunkt: ein Frühlingsabend, zwei Schweigeminuten, frisches Grün, eine singende Amsel, ein kribbelnder Fuß, ein*

*Auto mit weißem Kennzeichen, das weiterfuhr.*

*Gemeinsam gedenken ist etwas Selbstverständliches, das tut man auch mit denen, mit denen man ansonsten nicht einer Meinung ist. Miteinander gedenken, das hat etwas «Unnatürliches» an sich, dann stehst du zusammen mit Menschen, die über die betreffende Zeit womöglich ganz anders denken als du selbst. Geht das? Glaubt man einem Artikel im Gelderlander, hätten die meisten Niederländer keine Probleme damit, deutsche Politiker und einfache Bürger zu den Gedenkfeiern zum 50. Jahrestag der Befreiung einzuladen. Und müssen wir in der Düffel, wo wir seit Jahr und Tag miteinander leben, dann ein Problem daraus machen?*

**Thomas:** Ein Problem muss es nicht werden, aber wir sollten uns ruhig die Unterschiede bewusst machen. Das beginnt schon mit der Formulierung: In Deutschland würden wohl die Meisten mit Bezug auf den 17. September vom «50. Jahrestag der alliierten Luftlandeoperation bei Groesbeek» sprechen. Aber «50 Jahre Befreiung»? Natürlich war es so, dass wir Deutschen durch die Alliierten von einer Gewaltherrschaft befreit worden sind, die wir aus eigener Kraft nicht beenden konnten oder wollten. Aber «Befreiung vom Faschismus» – das klingt zu sehr nach der später verordneten Formel in der DDR. Für diejenigen, die am Niederrhein die Zeit vom September 1944 bis April 1945 mitgemacht hatten, bedeutete die «Befreiung» zunächst, dass die Schrecken des Krieges, von denen diese ländliche Gegend lange verschont geblieben war, mit voller Gewalt Einzug hielten. Kleve wurde in Schutt und Asche gebombt, der Reichswald wurde zum Schauplatz eines verheerenden Artilleriegefechts. Wyler und Kranenburg gingen in Flammen auf. Und dann zogen sich die Kämpfe endlos hin, bis schließlich die ganze Niederung von den Deutschen selbst unter Wasser gesetzt wurde. Da ist es nachvollziehbar,

wenn am Ende vor allem ein Gefühl der Erleichterung aufkommt: «Jetzt ist alles vorbei!»

Und noch etwas macht einen großen Unterschied: In den Niederlanden hatten Ihr fünf Jahre lang deutsche Besatzer gehabt und seid dann von dieser Besatzung befreit worden. In Deutschland wurden die Befreier zugleich die neuen Besatzer. Gemeinsame Erinnerung kann da leicht unter entgegengesetzte Vorzeichen geraten. Da haben die Menschen beiderseits der Grenze die gleichen furchtbaren Dinge erlebt, um sie anschließend ziemlich unterschiedlich zu interpretieren.

**Jan:** *Es ist natürlich so, dass der ganze Polder unter Wasser gesetzt wurde, sowohl der niederländische als auch der deutsche Teil. Nijmegen wurde am 22. Februar 1944 bombardiert, Kleve ab dem 7. Oktober des gleichen Jahres. Deutsche und niederländische Bauernhöfe wurden in Schutt und Asche gelegt, Bürger an beiden Seiten der Grenze verloren ihr Leben. Aber das Gedenken hörte bisher an der Grenze auf. Denn der Millinger war am 10. Mai 1940 von demjenigen Deutschen überfallen worden, den sein Nachbar aus Bimmen 1933 gewählt hatte. Und deshalb war es eben doch ein Unterschied, was am 22. Februar in Nijmegen geschah und am 7. Oktober in Kleve. Nijmegen war ein peinliches Missverständnis (Nimwegen wurde durch alliierte Flugzeuge auf dem Rückweg von Deutschland angegriffen, die – so die offizielle Version – bei schlechter Sicht vermeintlich eine deutsche Stadt vor sich sahen), Kleve war Teil einer gerechten Sache. So jedenfalls der Grundgedanke hinter dem gemeinsamen Gedenken in den Niederlanden. Und das macht miteinander gedenken dann so schwierig.*

*Außerdem kann man natürlich die Frage stellen: Wenn Hitler bis zum Ende des Krieges im eigenen Land so wenig Widerstand gefunden hat, nimmt die*

*Befreiung von etwas, das vor allem in linken Kreisen als Faschismus gebrandmarkt wurde, dann wirklich solch einen wichtigen Platz bei den Deutschen ein?*

**Thomas:** Nein, ganz sicher nicht. Das Kriegsende am 8. Mai wurde bei uns ja kaum wahrnehmbar gefeiert. Unter den deutschen politischen Gedenktagen stand lange Zeit der 17. Juni als Ersatznationalfeiertag an erster Stelle: die Erinnerung an den antikommunistischen Volksaufstand in der DDR 1953. Heute haben wir stattdessen den 3. Oktober verordnet bekommen, zum Gedenken an den Vollzug der staatlichen Einheit Deutschlands. Dagegen hätte der von vielen vorgeschlagene 9. November ein vierfaches Erinnern an die Höhepunkte und zugleich die dunkelsten Seiten der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert erlaubt: an die einzige halbwegs geglückte deutsche Revolution im November 1919, an den Hitler-Ludendorff-Putsch 1923, an den Judenpogrom von 1938 und den Fall der Berliner Mauer 1989. Der 9.11. wäre ein Gedenktag für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Der 3.10. steht für die Einheit. Es passt in unsere nationale deutsche Tradition, dass wir der Einheit den Vorzug geben. Vielleicht ist das auch einer der Gründe, warum unsere Nachbarn immer noch ein bisschen Angst vor uns haben.

**Jan:** *Das mag wohl so sein. Wir können uns dann vielleicht glücklich preisen, dass wir zwischen dem 30. April und 5. Mai eine Feier- und Gedenktagsperiode haben, in der wir die Befreiung sehr wohl betonen. (...)*

*Aber ich möchte da doch noch einige Anmerkungen machen: Wie in Deutschland der 3. Oktober heißt auch bei uns der 5. Mai «Nationalfeiertag». Die Feiern bleiben auf das eigene Land, die eigene Nation gerichtet. Es geht um unsere Befreiung von etwas, das dann allgemein «die Tyrannei» genannt wird. Das bezieht sich vor allem auf die militärische Gewalt, das körperliche Leiden, den*

*Mangel an Nahrung. Erst in zweiter Linie bezieht es sich auf Wertvorstellungen wie die Begrenzung der freien Meinungsäußerung, geistige Unterdrückung. Als Reaktion auf die körperliche Gewalt passt dann auch das Bild vom Sieg unserer Bundesgenossen: Härte gegen Härte. So gedenken wir also der Gefallenen für unsere Freiheit, der Soldaten. Jedes Jahr aufs Neue. Und vielleicht gedenken wir ab und zu auch jemandes, der sich moralisch oder politisch den Nationalsozialisten widersetzt hat. Zuerst Eisenhower, danach Titus Brandsma (Karmeliterpater, der 1942 im Konzentrationslager Dachau ermordet wurde – Red.).*

*Auf diese Weise wurde unser nationales Gedenken und Feiern zum Symbol unserer nationalen Einheit. Erst durch das Gedenken begriff man richtig, was einen aneinander band. Und folglich auch, wer nicht dazugehörte. Unser Nationalbewusstsein wurde in den 80er Jahren tüchtig hochgeputscht durch das immer wieder neue Gedenken, das Aufstellen von immer neuen Kriegsgedenkmälern.*

**Thomas:** Seit ich vor 11 Jahren an den Niederrhein kam, fällt mir das allgemein stark ausgeprägte historische Bewusstsein in der Region auf. Und auch die Erinnerung an den Krieg scheint mir hier lebendiger als anderswo in Deutschland. Der Dokumentarfilm über den Krieg am Niederrhein zieht jedes Mal Hunderte von Besuchern an; die Erinnerung an die Zerstörung Kleves ist in jedem Oktober neu gegenwärtig. Aber es ist zugleich eine merkwürdig halbierte Erinnerung. Man gedenkt der Opfer, aber verschweigt die Täter. Man gedenkt der Leiden, aber fragt nicht nach den Ursachen. Die Erinnerung an den Krieg gleicht der Erinnerung an eine Unwetterkatastrophe oder an einen unfassbaren Schicksalsschlag. Dagegen kann es meines Erachtens eine unpolitische Erinnerung an den Krieg nicht geben. Wer des 17. September (Beginn der alliierten Luftlandeoperation

«Market Garden») oder des 7. Oktober 1944 gedenkt, darf den 30. Januar 1933 nicht unerwähnt lassen.

Wenn das Gedenken eine Bedeutung für die Zukunft haben soll, muss es dann nicht mehr sein als eine Trauerfeier für die Opfer oder eine Ehrung der militärischen Helden? Haben wir nicht die Pflicht, die Lehren aus der Geschichte zu ziehen und dabei jeweils die dunklen Seiten der eigenen Vergangenheit schonungslos zu beleuchten? Etwa indem wir auch vom unterbliebenen Widerstand sprechen; indem wir die Autoritätsgläubigkeit benennen, die damals in weiten Kreisen der Gesellschaft herrschte – im Militär wie in der Schule, in der Wirtschaft wie in der Familie, in den Parteien wie in den Kirchen – und die den Nazis erst den Weg an die Macht gebahnt hat. Und auch die Holländer waren ja, wie ich gehört habe, nicht alle Widerstandskämpfer.

*Jan: Das waren wir natürlich nicht, aber das Schlimme ist, dass das Gedenken sehr wohl in diese Richtung geht. Insofern kann man einige Übereinstimmungen sehen in der Art und Weise, wie Deutsche und Niederländer mit der Vergangenheit umgehen.*

In den zehn Jahren seit der Veröffentlichung dieser Überlegungen mehren sich auf nationaler Ebene in den *Niederlanden* die Stimmen, die vor allem im Toten-Gedenken am Vorabend des 5. Mai ein zunehmend sinnleertes politisches Ritual sehen, das der Mehrheit der Bevölkerung, die den Krieg nicht miterlebt hat, immer weniger sage und zudem durch die stets wiederholte *Beschwörung des alten Feindbildes* einer dumpfen Deutschenfeindlichkeit im Lande Vorschub leiste. In *Deutschland* scheinen sich eher *widersprüchliche Entwicklungen* abzuzeichnen: Zum einen gibt es weiterhin vehemente Versuche aus der Mitte der Gesellschaft heraus, aus Wirtschaft, Politik und Kultur, nun bitteschön

endlich einen Schlusstrich unter die ewige Vergangenheitsbewältigung zu ziehen. Der Boykott des Zwangsarbeiterentschädigungsfonds durch Teile der Wirtschaft zählt ebenso dazu wie die Kampagne eines Teils der Medien gegen die Wehrmachtsausstellung oder *Martin Walsers* Attacke gegen die bundesrepublikanische Gedenk- und Erinnerungskultur, der in ihrer scheinbaren Harmlosigkeit nur durch die Geistesgegenwart und Zivilcourage eines Einzelnen, *Ignaz Bubis*, begegnet werden konnte. Dem gegenüber stehen das große Publikumsinteresse gerade auch an der Wehrmachtsausstellung, die zunehmend detaillierte wissenschaftliche und pädagogische Aufarbeitung der jeweils lokalen NS-Geschichte, die Neueröffnung weiterer, vor allem auch jüdischer Gedenkstätten vor Ort.

#### «50 jaar na dato – 50 Jahre danach» – ein Beispiel von Oral History

Im Jahr 1994 stand das traditionelle *Nimweger Erzählfestival* im Zeichen des Schwerpunktthemas *50 Jahre Befreiung*. Das Kulturzentrum De Lindenberg hatte als wichtigsten Beitrag hierzu ein großes und ungewöhnliches Erzählprojekt in Auftrag gegeben: Neun Zeitzeuginnen und Zeitzeugen von beiden Seiten der Grenze zwischen Zutphen im Norden, Kleve/Nimwegen in der Mitte und Moers/Heerlen im Süden wurden eingeladen, von ihren Erlebnissen in der Kriegszeit und nach der Befreiung zu berichten.

Besonders an diesem Vorhaben war mehrerlei: Meines Wissens war es in dieser Region bis dahin noch nicht vorgekommen, dass Niederländer und Deutsche sich gemeinsam und öffentlich an diese Zeit erinnerten – noch dazu nicht Menschen aus einem gemeinsamen weltanschaulichen oder politischen Lager, sondern ganz «gewöhnliche» *Bürgerinnen und Bürger* mit ganz verschiedenen Geschichten. Da traf der Rotterdamer Junge, der mit 13 Jahren erlebte, wie sein

Elternhaus im deutschen Bombenhagel verbrannte, auf einen deutschen Soldaten aus Moers, dem ein niederländischer Jude am letzten Kriegstag das Leben rettete. Ein junger Mann verlor den Vater durch eine Granate, als Nimwegen Frontstadt war, die Schwester kam beim Bombardement auf die Stadt um, ein Kampfgenosse, der zunächst gemeinsam mit ihm aus dem deutschen Arbeitslager Hohenlanke fliehen konnte, wurde zuhause in den Niederlanden erneut aufgegriffen und in Neuengamme ermordet; er selbst kämpfte bei Kriegsende auf der Seite der Alliierten und wurde anschließend bei der ersten niederländischen «Polizeiaktion» in Indonesien verwundet. Demgegenüber berichten zwei Altersgenossen aus Kleve von den Schrecken des Bombenkrieges, von der Angst im Schutzkeller und vom Verschüttetsein. Zwei Mädchen aus Moers und Mönchengladbach, die sich zum Landdienst der HJ bzw. zum Reichsarbeitsdienst meldeten, um nicht in Munitionsfabriken arbeiten zu müssen, erzählen von der Not und den unglaublichen Situationen während der Einsätze in Polen, Bayern und Österreich in den letzten Kriegsjahren, während sich dem jungen Mädchen aus Heerlen bei Aachen vor allem die Erinnerung an ein immer freundliches und hilfsbereites jüdisches Milchmädchen eingebrannt hat, das eines Tages verschwunden war. Und ein niederländischer Jude mit einem deutschen Namen erinnert sich, wie jüdische Freunde und Familienangehörige in Zutphen durch niederländische Polizisten abgeholt und von niederländischen Eisenbahnern abtransportiert wurden, der untergetauchte Großvater durch einen jüdischen Freund verraten wurde, während Hilfe ausgerechnet von einem deutschen General, einem Freund Stauffenbergs, kam.

Kein Wunder, dass es in der Gruppe selbst während der gemeinsamen Vorbereitungstage, als man zunächst einander seine jeweilige Geschichte erzählte, zu sehr intensiven und emotional sehr

tiefgehenden Auseinandersetzungen kam. Aber der Verständigungsprozess unter den früheren Feinden glückte und führte dazu, dass die Gruppe beschloss, dass sich ein «roter Faden» durch alle persönlichen Erzählungen ziehen sollte, nämlich die Infragestellung der Trennungslinie zwischen Freund und Feind und der dazugehörigen wechselseitigen Stereotype.<sup>2</sup>

### **Befreiungs- und Begegnungstage**

1996 kam es zum ersten Mal zu einem grenzüberschreitenden Programmbeitrag zu den Feierlichkeiten am 5. Mai in Nimwegen; ebenfalls zum ersten Mal wurde der Jahrestag des Kriegsendes am 8. Mai in Kleve von einer deutsch-niederländischen Gruppe gefeiert. Seither gibt es jährlich am 5. Mai neben dem üblichen Volksfest in Nimwegen ein deutsch-niederländisches Begegnungsfest, das am 8. Mai in Kleve seine Fortsetzung findet. 1998 wurde zum ersten Mal während des Nimweger Toten-Gedenkens am Abend des 4. Mai ein Kranz durch ein deutsches – und ein niederländisches – Mitglied der Friedensinitiative niedergelegt; im Jahr 2000 lud das 4./5.-Mai-Komitee der Stadt Nimwegen auch offiziell deutsche Repräsentanten zur Teilnahme am Toten-Gedenken ein. (Das nationale 4./5.-Mai-Komitee hatte sich zu einer solchen Einladung mit Rücksicht auf die Veteranenverbände noch nicht durchringen können, den örtlichen Komitees aber freie Hand gelassen.) Dem Klever Pfarrer *Fritz Leinung* wurde es dabei als erstem Deutschen ermöglicht, in der Nimweger Synagoge eine Ansprache zu halten, auf Deutsch.

Es entstand eine grenzüberschreitende Initiativgruppe «*Nachbarn ohne Grenzen – Buren zonder grensen*», deren Kern bis zum heutigen Tag von Mitgliedern des Vredescentrum und anderer Gruppen der niederländischen Friedensbewegung, dem bereits genannten niederländisch-deutschen Gesprächskreis sowie von katholischen und pro-

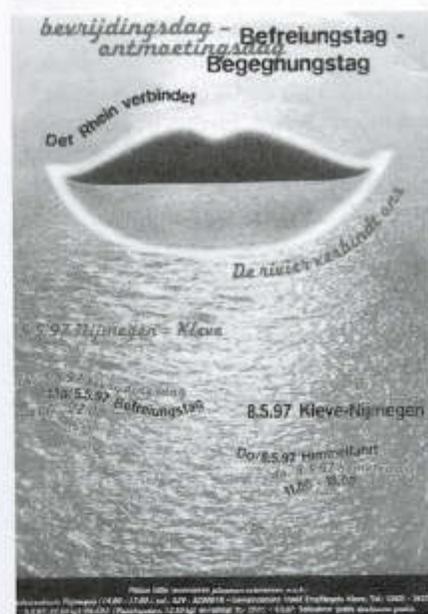
testantischen Friedensgruppen und Kirchengemeinden aus Kleve gebildet wird. Beteiligt sind auch Mitarbeiter/innen des Befreiungsmuseums Groesbeek, des Zentrums für Deutschlandstudien der Universität Nijmegen, des grenzüberschreitenden Heimatkundevereins «Die Döfel» und der Volksuniversität Kleve in Person des Verfassers. Diese Gruppe zeichnet für die regelmäßigen gemeinsamen Gedenkaktivitäten am 4./5. und 8. Mai verantwortlich. Das Programm an diesen Tagen besteht jeweils aus einer ökumenischen *christlich-jüdischen Gedenkfeier*, einem politisch-kulturellen Programmteil und einem geselligen Beisammensein als Abschluss.

Was die kommenden Jahre anbetrifft, hat in der Gruppe eine Diskussion darüber begonnen, ob das Gedenken in der bisherigen rituellen Art und Weise noch Sinn macht. Insbesondere die junge Generation könne man damit überhaupt nicht mehr erreichen. Einig ist man sich, dass der Blick stärker auf die Zukunft gerichtet sein muss. Und zugleich hat man sich vorgenommen, nach der deutschen Geschichte mit dem niederländischen *Dekolonisationskrieg in Indonesien* ein zweites innerniederländisches *Tabuthema* anzupacken.

#### Bilanz der Lern- und Erkenntnis-schritte

Was ist eigentlich das (pädagogisch) Besondere, wenn Niederländer und Deutsche sich gemeinsam erinnern? Rufen wir uns zunächst in Erinnerung: Der Impuls zum gemeinsamen Gedenken ging von *Nimweger Seite* von Anfang an in Richtung einer *Überwindung des Freund-Feind-Denkens*. Recht pragmatisch stellt das Vorwort zur Audiokassette «50 jaar na dato» fest: «Auf vielen gesellschaftlichen Gebieten gibt es eine fruchtbare Zusammenarbeit mit deutschen Orten in der Grenzregion. Der Moment schien gekommen, um nach der gemeinsamen Geschichte zur Römerzeit auch die gemeinsame Kriegsvorgangheit besprech-

bar zu machen.»<sup>3</sup> Und der Nimweger Bürgermeister *E.M. d'Hondt* schreibt im Geleitwort: «Dadurch dass die Erzählungen von Niederländern und Deutschen hier in Bezug zueinander präsentiert werden, erscheint die Scheidelinie zwischen «uns» und «ihnen», zwischen «gut» und «schlecht» zuweilen ähnlich unbestimmbar wie die Grenze in der Landschaft. Genau in diesen Momenten trägt diese Kassette bei zum Aufbau einer Vorstellung von einer gemeinsamen,



Einladung zum «Befreiungstag - Begegnungstag» 1997 im Friedenszentrum Nimwegen.

harmonischen europäischen Zukunft.»<sup>4</sup> Deutlich zum Ausdruck kam auch die Sorge über die antideutschen Vorurteile im Land, die zu einem nicht unwesentlichen Teil auf die Art der nationalen Kriegsgedenktraditionen zurückgeführt wurden.

Auch der auf *deutscher Seite* aktiv gewordenen Kirchengemeinde und den Friedensgruppen ging es vor allem um gute Nachbarschaft. Dazu fand man, dass es notwendig sei, sich vernehmlich und in einer angemessenen Geste zur historischen Verantwortung für den Nationalsozialismus und insbesondere den Überfall auf die niederländischen Nachbarn mit all ihren Folgen zu bekennen.

Beide Motivlinien trafen in einem günstigen Moment aufeinander, führten zu den geschilderten Programmen und endeten vorläufig mit der gleichberechtigten Einbeziehung der deutschen Nachbarn auch in die offiziellen Gedenkfeiern.

Dominierendes Ziel aller Veranstaltungen war folglich die Überwindung des Freund-Feind-Denkens, adressiert vornehmlich an die niederländische Öffentlichkeit. Wichtigstes methodisches Mittel hierzu ist die *konkrete historische Erinnerung* an Personen, Orte, Ereignisse, an Opfer des Nationalsozialismus, an Menschen, die Widerstand geleistet haben, an bisher in der Überlieferung Übergangene wie etwa Deserteure, aber auch an Menschen, die mitgemacht haben, und an Täter.

Als beobachtbare Folge stellte sich ein *Aha-Erlebnis* ein, eine Erkenntnis, wie sie vergleichbar durch *Tessa de Loos* «Zwillinge» in der niederländischen Öffentlichkeit bewirkt worden war: «Die Deutschen» – das waren ja gar nicht alle Täter. Und insbesondere *Hedda Kalshoven-Bresters* Bericht, wie die niederländischen Verwandten der Mutter zu glühenden Nazis wurden, hat die in den Niederlanden bisher selten gestellte Frage nach der *Sozialpsychologie des Nationalsozialismus* aufgeworfen: Wie kam es bei einzelnen Menschen dazu, dass sie Nazis wurden? Für die deutsche Seite war es umgekehrt entlastend, wenn nun auch die Niederländer anfangen, von ihrer NSB (Nationaal-Socialistische Beweging) und den vielen anderen zu erzählen, die zwar nicht als «Kollaborateure» gebrandmarkt wurden, aber im Alltag an vielen Stellen gerne mitgemacht hatten.

In der Bilanz scheinen mir die *Lern- und Erkenntnisschritte* durch die Zusammenarbeit für die niederländische Seite größer gewesen zu sein: Hier wurde regelrecht ein altes stereotypes Bild (von dem die Teilnehmenden ja bereits wussten, dass es nicht stimmte, ohne dass sie

ein konkretes anderes Bild zur Verfügung hatten) durch ein immer konkreter werdendes neues ersetzt. Auf deutscher Seite war eher von einer stärkeren Fundierung des Gedenkens durch Verbreiterung und Detaillierung der Erinnerung und des historischen Wissens die Rede. Zudem bedeutete das *Gefühl der Akzeptanz* durch die Nachbarn einen Motivationsschub.

### **Erinnerung muss konkret sein**

Das vor allem von niederländischer Seite nachdrückliche Bestreben, das «Menschliche» auf der Opfer-, aber auch auf der Täterseite zu sehen, birgt jedoch auch *Gefahren*, die in manchen Diskussionen anklingen, jedoch so noch nicht benannt wurden. So sehr es sinnvoll und wichtig ist, gegenüber stereotypen Verallgemeinerungen nach dem Muster «die Deutschen» (= die Schlechten, die Nazis) oder «die Niederländer» (= die Guten, die Opfer) anzugehen und stattdessen konkrete Menschen in den Mittelpunkt zu rücken, so gefährlich ist es, damit grundsätzlich auf die Erforschung und Benennung der Geschichte von Tätern und Opfern zu verzichten.

Die *«Begegnungsdidaktik»* kann dazu führen, den anderen (genauer: seine Herkunftsgruppe) vorschnell freizusprechen, z.B. weil man den anderen, der keine persönliche Schuld trägt, «schonen» möchte, weil man den Verweis auf historische (Mit-)Täterschaft mit einem Schuldvorwurf verwechselt. Da ist eventuell ein Niederländer gerade dabei, im eigenen Land das nationale Schwarzweißgemälde eines Volks von Widerstandskämpfern und einer Handvoll «bösen» Kollaborateuren durch die Zurkenntnisnahme der vielen Graustufen des Alltags vom Mitmachen bis zum Nicht-Widerstehen realistisch umzufärben – und bekräftigt damit ungewollt eine seit längerem beobachtbare Tendenz in Deutschland, noch das alltäglichste Mitmachen in eine unterschwellige Widerstandshandlung umzudefinieren.

Damit ist zugleich die *Gefahr einer Gedenkdidaktik* skizziert, die in ihrem Begegnungsansatz aus moralisch-religiös-politischen Impulsen gespeist wird. Dagegen hilft die Rückbesinnung auf eine der grundlegenden gedenkpädagogischen Einsichten: Erinnerung muss, nicht nur um der Würde der Opfer, sondern auch um der Wirksamkeit willen, immer konkret sein. Es ergibt sich daraus der Auftrag für die Bildungsarbeit, vor allem aber für die historische Forschung vor Ort, die vielfach immer noch ungeschriebene *Lokal-, Alltags- und Mikrogeschichte von Nationalsozialismus und Krieg* – teilweise unter neuen Fragestellungen – zu erforschen.

«Begegnung» ist ein häufig gebrauchtes Schlagwort, wenn es um Nachbarschaften in Europa und um interkulturelles Lernen geht. Oft genug passiert es dann, dass die eingeladenen Gruppen jeweils einträchtig untereinander bei Kaffee oder Bier und Musik im gleichen Raum zusammensitzen, sich aber nicht zusammen finden (können). Die beschriebenen deutsch-niederländischen Begegnungen haben hingegen einen wirksamen und dauerhaften Austausch gestiftet: Bei geselligem Kaffeetrinken, Bus-, Boots-, Fahrrad- und Fußtouren gab es genügend informellen Freiraum zum Miteinanderreden. Andererseits forderten klar formulierte Themen, Erzählungen, Gedanken, Denkanstöße zum Weiterdiskutieren auf.

So hat sich über die Jahre hinweg ein relativ *konstantes*, ca. 50 bis 100 Personen umfassendes *Publikum* entwickelt, das auch eine gewisse Vertrautheit und Intensität der Kommunikation miteinander aufbauen kann. Dadurch wurde es wiederum möglich, recht offen auf die «blinden Flecken» im jeweiligen traditionellen Geschichtsbild hinzuweisen; selbst inhaltliche Konflikte wurden nicht gescheut, zumal die Niederländer und die Deutschen auch hinsichtlich ihres Geschichtsbildes keine homogenen Gruppen sind.

Die *Grenzen* des gewählten Begegnungsansatzes liegen daher nicht so sehr im Inhaltlichen, als vielmehr bei der erreichten Zielgruppe. Und damit ist noch nicht so sehr die Tatsache gemeint, dass überwiegend «zu den bereits Bekehrten gepredigt» wird. Im Verhältnis der Einwohnerzahlen ist das Interesse auf deutscher Seite noch stets deutlich größer. Aber wichtiger noch: Das Interesse der *jüngeren und mittleren Altersgruppe* konnte mit den bisherigen Veranstaltungsformen kaum geweckt werden. Wenn man dann noch weiß, dass niederländische Jugendliche immer weniger mit dem Befreiungstag am Hut haben, dass sie von Kleve nur die Grossdisco kennen, dass sie den Gedanken eines Tagesstrips etwa nach Köln ziemlich abwegig finden, dass umgekehrt Klever Jugendliche nicht mal mehr zur Disco nach Nimwegen fahren, dass Amsterdam schon lange nicht mehr die Stadt ihrer Sehnsüchte ist, dann lässt sich ahnen, dass an dieser Stelle weit mehr als nur didaktische Fantasie gefragt ist.

Dass gerade die Nähe der Grenze, die Chance zum Kontakt mit einer (manchmal unerwartet) anderen Kultur den Reiz einer am *Rande Deutschlands*, aber im *Herzen Europas* gelegenen Region ausmacht – das lässt sich für alle, die dafür offen sind, auch bei dem sensiblen Thema Nationalsozialismus und Krieg erfahren. ●

<sup>1</sup> 50 Jahre Befreiung, vom Verf. übersetzt und geringfügig ergänzt. Zur niederländischen Seite: Frank van Vree, Gedenken an den Zweiten Weltkrieg in den Niederlanden, in: Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hg.), Deutschland – Niederlande. Heiter bis wolkig, Ausstellungskatalog, Bonn 2000, S. 28–41.

<sup>2</sup> Ausschnitte aus den Erzählungen sind auf einer Audiokassette und in einer Broschüre dokumentiert: 50 jaar na dato. Ooggetuigenverslagen uit het grensgebied, Nimwegen 1995.

<sup>3</sup> Margreet Janssen Reinen, Büro für Öffentlichkeitsarbeit der Stadt Nijmegen, a.a.O.

<sup>4</sup> A.a.O.

## Die Welt gemäss NYT

Jeden Morgen landet die Welt mit Schwung vor meiner Tür. Der Zeitungsvertr ger schleudert die *New York Times* treffsicher aus dem fahrenden Auto, im Winter gar über meterhohe Schneewlle hinweg. Bei Regenwetter stülpt er der Zeitung eine Extraplastikh lle über, die auch die bluttriefendsten Neuigkeiten schon trocken hält. Die paar Schritte vors Haus, das Aufheben und sorgsame Auspacken des neuen Tages ist für mich zum Ritual geworden. Dazu gehört auch die *hartnäckige Hoffnung* – Tag für Tag – auf andere, positivere Nachrichten, andere, fortschrittlichere politische Ideen, andere vers hnlichere Berichte etwa aus dem Nahen Osten, der hier bloss ein Mittlerer Osten ist, also weiter weg. Und zur Hoffnung hinzu kommt die Kehrseite, die *Enttäuschung*  ber den Lauf der Welt.

Meistens hält sich dieses Wechselbad der Gefühle in Grenzen; ich weiss wohl, dass eine *so emotionale Medienrezeption* für eine gestandene Journalistin unangebracht und unprofessionell ist. Doch in Extremsituationen – in den USA etwa nach den Anschlägen vom 11. September 2001 oder in den Monaten vor dem Angriff auf den Irak im März 2003 – hofft auch unsereins wider bestes Fachwissen auf die *Gegenmacht* der Medien. Immerhin ist die Vorstellung von den

Medien als vierter «publikativer» Gewalt nicht bloss ein privater Herzenswunsch, sondern ein weitverbreitetes demokratisches Ideal und ein immer noch aktuelles historisches Projekt. Das *Herstellen von Öffentlichkeit* ist für viele Medienschaffenden auf der ganzen Welt so wichtig und verpflichtend wie das Heilen für die Ärztinnen und Ärzte. Irgendwer da draussen, und zwar nicht bloss in der unermüdlichen, aber randständigen Alternativpresse, sondern auch in den Mainstreammedien, zum Beispiel in der relativ liberalen New York Times, müsste doch kritisch recherchieren und klassische Aufklärung betreiben. Danach suchte und suche ich jeden Morgen unter der blauen Plastikhülle. Wo bleibt der *Muckraking Journalism* des 21. Jahrhunderts?

Im Prinzip stimme ich *Noam Chomskys* ernüchternden Analysen über die Fabrikation des Konsenses und die *Manipulation und Kontrolle der Medien* in den USA zu. Aber ich bin keine Deterministin. Sicher gibt es Ausnahmen auch noch im härtesten Medienbusiness. Helden und Heldinnen der Journalismuszunft mit Berufsethos und funktionierendem Gewissen. Recherchiergenies, die den Tatsachen auf den Grund gehen. Wortgewaltige Stimmen der Vernunft, die die schlafende Mehrheit aufrütteln können. So wie *Neil Sheehan*, der im Juni 1971 mit Hilfe der von *Daniel Ellsberg* herausgeschmuggelten Pentagon Papers die geheime Planung des Vietnamkrieges aufdeckte. So wie *Seymour Hersh*, der im November 1969 nach Gesprächen mit dem Vietnamveteranen *Rod Ridenhour*  ffentlich machte, was im März 1968 in My Lai geschah.

Solche Einzelstimmen gibt es auch heute. Manchmal sind es sogar die selben: Zum Beispiel war es wieder Seymour Hersh, der im März 2004 die Folterungen in Abu Ghraib ans Tageslicht brachte. Und wenn einem die Wirkung solcher Enthüllungen gar gering und kurzfristig scheint, muss man sich daran er-

innern, dass es auch im *Vietnamkrieg* Dutzende von mutigen Reporterinnen und Reportern, jahrelange kritische Berichterstattung und eine lebendige Alternativmedienszene brauchte, bis in den USA neben der Regierungspropaganda so etwas wie eine unabhängige Öffentlichkeit entstand.

Also weiterhin die New York Times aufheben, auspacken und lesen? Ja. Was sonst? Zugegeben, diese Lektüre ist manchmal ein etwas einsames Geschäft in einem Land, dessen *militaristische, neokonservative Regierung* wenig Wert auf die klassischen Werte der Demokratie, etwa Information und Diskussion, legt. Es sind nicht bloss meine Nachbarn im Dorf, die weder Zeitung lesen noch sonstwie politisch interessiert sind. Eine Professorin der University of New Hampshire sagte kürzlich, das *Journalistikstudium* an ihrer Fakultät beginne heute statt beim Zeitungsmachen, beim *Zeitungslesen*; denn diese Fähigkeit könne bei den Studierenden nicht mehr vorausgesetzt werden.

Schwer zu sagen, wie weit der *politische Analphabetismus* weiter Teile der Bevölkerung Ursache und wie weit Folge des herrschenden Klimas ist. Die grossen Medien zögern, Information zu verbreiten, die nicht wenigstens von einer der beiden massgeblichen Parteien, Republikaner oder Demokraten, mitgetragen wird. So kritisiert eine NYT zwar das republikanische Management des *Irakkrieges*, aber sie stellt nicht die Invasion an sich in Frage – eine Haltung, die auch der unterlegene demokratische Präsidentschaftskandidat *John Kerry* vertrat. Die Politiker ihrerseits berufen sich bei ihren Entscheiden auf die *Vox populi*, die sie allerdings kaum mehr via mediale «Meinungsmacher» wahrnehmen.

In Washington DC geht *Marketing vor Kommunikation*. Meinungsumfragen mit nackten Zahlen gelten mehr als politische Kommentare oder umfassende Analysen gesellschaftlicher Prozesse.

Manche Bush-Berater formulieren es ganz ungeniert: Es gibt eine Welt gemäss NYT, «reality based» und daher für die eigenen Zwecke eher unpraktisch; daneben und darüber erstreckt sich die eigene kontrollierbare, manipulierbare Sphäre der Macht, der sogenannte *SPIN* – ein Dreh, der gegen Einflüsse der Wirklichkeit ziemlich immun ist. Ende März stellte die regierungseigene Commission on the Intelligence Capabilities of the United States Regarding the Weapons of Mass Destruction fest, dass alle *Vorkriegs-Einschätzungen* betreffend Iraks Waffenarsenal *schlicht falsch* waren. Am gleichen Tag noch verkündete ein strahlender Präsident, der Bericht sei ein Erfolg, in Libyen habe doch alles gestimmt. Solche Taschenspielertricks sind mittlerweile an der Tagesordnung, alle wissen davon – doch wie in der Werbung, wo niemand wirklich an die Plastikpalmen oder das Schlankheitswunder glaubt, verkauft sich das Produkt trotzdem.

Unsereins informiert sich weiter, weil es zum Verständnis der Welt, zur Aufklärung keine annehmbare Alternative gibt. Und auch weil eine Tageszeitung wie die NYT unzählige *spannende Geschichten* enthält, wenn man nur genau hinschaut. Jeder Nachruf und jeder Modebericht enthält ein gesellschaftliches Miniporträt. Selbst Notizen über Unglücksfälle und Verbrechen sagen etwas über die Opfer und Täter und die Gesellschaft aus. Vor kurzem hat ein Siebzehnjähriger auf einem indianischen Reservat in Minnesota seine Grosseltern, mehrere Mitschüler und dann sich selber erschossen. Der Stoff, aus dem Mediensensationen sind. Aber mich lässt die Frage nicht los: Was trieb diesen jungen Mann, er war Native American, dazu, Hitlers Rassentheorie zu unterschreiben? Wann und wie wurde ihm sein Wahn wichtiger als die Wirklichkeit? •

## Ein «Unglücksprophet» auf dem Stuhl Petri?

Habeant Papam – habemus Ratzinger! Die «Rechtgläubigen» mögen sich freuen – wir anderen sehen im neuen Papst einstweilen noch den alten Ratzinger. Bei allem «Recht, ein anderer zu werden», ist kaum anzunehmen, dass *Benedikt XVI.* sich von seinen Positionen als vormaliger Präfekt der Glaubenskongregation verabschieden werde. Um der katholischen Wahrheit und Klarheit willen wurde er schliesslich mit überwältigender Mehrheit auserkoren. Der Vorgänger hatte mit der Besetzung des fast kompletten Wahlgremiums vorgesorgt; die Ernennung linientreuer Gefolgsleute begrenzte den Spielraum des Heiligen Geistes. Gewählt wurde kein «Progressiver», nicht einmal ein Kompromisskandidat, sondern der kompromisslose Repräsentant jener gleichgeschalteten Hierarchie, die das Wojtyla-Pontifikat hinterlassen hat.

Daran lässt Joseph Ratzingers «Wahlrede» vor Beginn des Konklaves am 18. April 2005 keinen Zweifel. Ratzinger sieht denn auch das «kleine Boot» seiner Kirche von allen Seiten bedroht. Er scheint zur Spezies jener «Unglückspropheten» zu gehören, vor denen *Johannes XXIII.* bei der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils am 11. Oktober 1962 gewarnt hat. Sie nähmen «nur Missstände und Fehlentwicklungen

zur Kenntnis», meinte der Papa buono, weshalb sie glaubten, dass «unsere Zeit sich im Vergleich zur Vergangenheit nur zum Schlechteren hin entwickle». Sie seien «zwar voll Eifer, aber nicht gerade mit einem sehr grossen Sinn für Differenzierung und Takt begabt». Der Konzilspapst rief dazu auf, «diesen Unglückspropheten zu widersprechen, die immer nur Unheil voraussagen, als ob der Untergang der Welt unmittelbar bevorstehen würde».

Das gilt heute mehr denn je. Es gilt auch gegenüber Ratzinger und seiner unevangelischen Angst um die «Wahrheit» – oder vor der Wahrheit.

### Wahrheit oder Ideologie?

In seiner «Wahlrede» hat Noch-Kardinal Ratzinger sich von einem ganzen Katalog «ideologischer Strömungen» abgegrenzt: Sie reichen für ihn «vom Marxismus zum Liberalismus bis hin zum Libertinismus; vom Kollektivismus zum radikalen Individualismus; vom Atheismus zu einem vagen religiösen Mystizismus; vom Agnostizismus zum Synkretismus». Mit aller Schärfe wandte er sich gegen eine «Diktatur des Relativismus», durch die der Glaube der katholischen Kirche als «Fundamentalismus» abgestempelt werde. Der Text dieser Rede erinnert in fataler Weise an den «*Syllabus errorum modernorum*», jene Sammlung «moderner Irrtümer», mit der Pius IX. 1864 der säkularen Welt den Kampf angesagt hat. Solchen Pauschalverurteilungen fehlt es in der Tat am «Sinn für Differenzierung und Takt». Johannes XXIII. hatte diesen Sinn, als er sich in seiner Friedenszyklika «*Pacem in terris*» bemühte, «Gutes und Anerkennenswertes» selbst in Bewegungen zu sehen, die sich auf eine andere «Weltanschauung» stützten. Er meinte damit vor allem die Kommunistische Partei Italiens, ein pastorales Entgegenkommen an «Differenzierung und Takt», wie es den Antikommunisten Wojtyla und Ratzinger nie eingefallen wäre. *Tempi passati!*

Gewiss ist ein Glaube nicht schon darum fundamentalistisch, weil er sich auf ein Fundament stützt. «Einen andern Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, und das ist Jesus Christus», sagt der Erste Korintherbrief (3, 11). Der *Fundamentalismus* beruht denn auch nicht auf diesem Fundament des Glaubens, sondern auf behaupteten Satz- wahrheiten, durch die Menschen ein- und ausgegrenzt werden: in Gläubige und Ungläubige, in Rechtgläubige und Irrgläubige, in Kinder des Lichts und Kinder der Finsternis. Der Glaube, der verlangt, dass wir «die Wahr-heit tun in Liebe» (Eph. 4, 15), pervertiert so zu einer «absoluten Wahrheit», die in ihrer Wirkung lieblos wird.

Mit dem Lehrschreiben «*Dominus Jesus*» des damaligen Kardinals Ratzinger ist genau das passiert. Der Glaube verkümmert zu einer Summe wahrer Sätze und blendet vor lauter «Orthodoxie» die «Orthopraxie» völlig aus. Wer Ratzingers Glauben nicht teilt, befindet sich in einer «defizitären Situation». Die reformierten «Gemeinschaften» sind nicht «Kirche im eigentlichen Sinn». Wenn sie überhaupt einen Wert haben, dann nur, weil dieser sich «von der der katholischen Kirche anvertrauten Fülle der Gnade und Wahrheit herleitet». Das sind Töne wie «dröhnendes Erz» und «lärmende Pauke» (1. Kor. 13,1). Dahinter steht die Ideologie eines Systems, das sich nach aussen und innen dialog- unfähig, ja intolerant verhält. *Leonardo Boff* sagte es in seiner Kritik an «*Dominus Jesus*» mit prophetischer Wucht: «Das römische System ist eisern, unver- söhnlich, grausam und unbarmherzig» (NW 11/2000).

Was ist eigentlich wichtiger, die «Orthodoxie» oder die «Orthopraxie», das Behaupten wahrer Sätze oder das Handeln in Liebe und Solidarität? Genügt es, «die Fülle der Heilmittel» zu besitzen, auch wenn ihnen keine soziale und politische Heilspraxis entspricht? Ist zentral für die Kirche nicht, dass Chris-

tus in ihrer Mitte (Mt. 18,20) weiter- lebt? Tut er das nur, wenn ein Gottes- dienst mit einem geweihten Priester statt- findet und nach vorgeschriebenen Ritu- alen abläuft? Spielt die «Orthopraxie» dabei keine Rolle? Für Ratzinger wären das unzulässige Fragen: Da Glaubens- sätze das Entscheidende sind, kann die Kirche selbst nie in eine «schwer defizi- täre Situation» geraten. Das Unheil fin- det ausserhalb statt. Und es breitet sich aus, je mehr der Einfluss der Kirche schwindet. Der Dogmatiker wird zum «Unglückspropheten».

#### «Autoritätsängste»

Ratzinger soll getobt haben, als Johannes Paul II. im März 2000 seine *Schuldbe- kenntnisse* gegenüber dem jüdischen Volk und allen Opfern kirchlicher Dis- kriminierung oder gar Verfolgung ver- kündete. Doch der Papst entschuldigte sich nicht etwa für Verbrechen seiner Kirche, sondern für die Sünden ihrer «Söhne und Töchter», insbesondere für die «Verfolgungen und alle antisemitischen Akte, die jemals irgendwo gegen Juden von Christen verübt wurden». Wie die Kirche nicht irren kann, so kann sie auch nicht sündigen. Das können nur ihre Mitglieder. So wird das Schuldbe- kenntnis zu einer Schuldzuweisung an Einzelpersonen, um davon abzulenken, dass die Kirche auch als Institution «theo- logisch» wie «moralisch» gefehlt hat.

Ratzinger hielt es für nötig, mit einer nachgeschobenen Erklärung ein für al- lemal klarzustellen, dass aus dem «*Mea culpa*» des Papstes nicht das Eingeständ- nis einer «*sündigen Kirche*» abgeleitet werden könne. «In einem gewissen Sinn», heisst es hier in kaum zu überbie- tender Scheinheiligkeit, «ist diese Kir- che auch Sünderin, insofern sie real die Sünden derer, die sie wie eine Mutter in der Taufe als ihre Kinder geboren hat, auf sich nimmt, ähnlich wie Christus, der selbst ohne Sünden war, die Sünden der Welt getragen hat.» Was soll die Entschuldigung durch eine Institution,

die von sich selber sagt, dass sie aus Prinzip nie schuldig werden könne? Es kostet die Kirche wenig, auf diese unbussfertige Weise Busse zu tun und sich dabei erst noch mit Christus zu vergleichen.

Der grösste katholische Theologe des vergangenen Jahrhunderts, *Karl Rahner*, hat sich schon 1945 in einem Aufsatz «Kirche der Sünder» über die Unterscheidung zwischen *sündenfreier Kirche* und *sündigen Gläubigen*, gar Kirchenmännern, gewundert. Man könne doch nicht behaupten, «dass es zwar *in* der Kirche als einer äusseren Konfessionsorganisation Sünder gebe, diese Tatsache aber keine Aussage über die Kirche selbst sei». Wenn die Kirche als Realität und nicht als ein «idealistischer Begriff» gesehen werde, dann sei doch die «Sünde ihrer Kinder» auch ein «Makel» der Kirche selbst. Es gehe nicht an, dass die Kirche sich zwar die «Heiligkeit» ihrer Glieder zurechne, nicht aber deren Fehlverhalten. Daraus leitete Rahner eine «Glaubenswahrheit» ab, die im Wahrheitenkatalog des Joseph Ratzinger fehlt: «Die Kirche ist eine sündige Kirche – das ist eine Glaubenswahrheit, nicht eine primitive Erfahrungstatsache. Und das ist eine erschütternde Wahrheit.»

Ratzingers Vorgänger hat es denn auch fertig gebracht, fast zeitgleich mit seiner Entschuldigung beim jüdischen Volk jenen *Pius IX.* (1846–1878) als «vorbildlichen Diener Gottes» selig zu sprechen, der Juden als «Hunde» beschimpfte, sie in seinem Kirchenstaat wieder ins Ghetto zwang und ihnen verbot, mit Christen zu speisen und unter einem Dach zu wohnen. Das hat er ja wohl als Papst und nicht als Privatmensch getan. Und in welcher Eigenschaft hat er im «*Syllabus*» dem modernen Rechtsstaat den Krieg erklärt, Freiheitsrechte und Demokratie verworfen?

Die katholischen Kirchenoberen, die wie jetzt auch wieder Benedikt XVI. rufen: «Habt keine Angst», sind selbst voller Ängste um die Autorität ihrer In-

stitution. Darum glauben sie, kein Jota von den *Lehren früherer Päpste* abweichen zu dürfen. Wer die überlieferte Sexualmoral in Frage stellt, kann eine Karriere in Kirche und katholischer Universitätstheologie vergessen. Die Forderung nach Demokratie in der Kirche fällt unter Häresieverdacht, der Pflichtzölibat für Priester scheint für alle Zeiten festgeschrieben, über Frauen im Priesteramt darf nicht einmal diskutiert werden.

Was in den Köpfen dieser «heiligen Väter» abläuft, hat sich im Vorfeld der missratenen, auch vom «Volk Gottes» nie rezipierten Enzyklika «*Humanae Vitae*» 1967 gezeigt. Mit dem Festhalten am Verbot der «künstlichen» Empfängnisverhütung setzte sich der damalige Papst, *Paul VI.*, über die Sachargumente der Mehrheit seiner eigenen Expertenkommission hinweg, «weil er sonst seinen Vorgängern einen schwerwiegenden Irrtum hätte vorwerfen und ihnen unterstellen müssen, dass sie höchst unklug Tausende menschlicher Akte, die jetzt gebilligt würden, mit der Pein ewiger Strafen verdammt hätten», wie die Kommissionsminderheit meinte. Ja, dann hätte, so diese Meinung, der Heilige Geist frühere Päpste «nicht vor einem sehr schweren Irrtum geschützt» und – schlimmer noch – den «protestantischen Kirchen» mehr beigestanden als dem katholischen Lehramt. Die Angst um die Autorität der eigenen Institution verdrängt so den rationalen Diskurs.

#### **Die Politik eines «Unpolitischen»**

Benedikt XVI. gilt als Unpolitischer. Glaube sei für ihn «eine Frage des Denkens und des Wissens», nicht des «Handelns», sagt der katholische Sozialethiker *Friedhelm Hengsbach* (TAZ, 27.4.05). Das hat natürlich auch politische Wirkung. So hat der neue Papst bei seiner Amtseinführung zwar die «Wüsten» der Armut, des Hungers und des Durstes benannt. Aber für ihn wachsen diese «äusseren Wüsten» nur, «weil die

inneren Wüsten so gross geworden sind». Wer hinterfragt die Wüsten, die heute ein Glauben ohne die befreiende Praxis für die Armen hinterlässt?

Scheinbar unpolitisch kam schon «Dominus Jesus» daher. Eingesperrt in den Ratzingerschen Sätzen, wurde Gott aus der «profanen» Geschichte verabschiedet. Anders als für Johannes XXIII. und das Konzil gibt es für Ratzinger keine «Zeichen der Zeit», in denen sich Gottes Wille auch ausserhalb der Kirche offenbart: in gesellschaftlichen Aufbruchbewegungen der Frauen, der Arbeiterklasse, der Drittweltländer usw. Ausserhalb der Kirche oder gar gegen sie kann der «Unglücksprophet» keine Hoffnungszeichen erkennen.

Vor allem scheint Ratzinger sich der *Option für die Armen* zu verschliessen. Mit Unverständnis reagiert er auf solidarische Bewegungen, gar auf eine Theologie im Dienst der Armen. Seine «Instruktion» gegen die «Theologie der Befreiung» im Spätsommer 1984 brachte es erstmals an den Tag. Den Marxismusvorwurf nutzte er als Killerargument, um Theologen wie Leonardo Boff mundtot zu machen. «Ich weiss, wo ich zubeissen muss», brüstete sich der nachmalige Benedikt XVI. Theoretisch unbedarft definierte Ratzinger nicht nur, was katholische Lehre ist, sondern auch, was Marxismus zu sein hat: ein atheistischer Determinismus, der eine Trennung von Analyse und Weltanschauung – entgegen dem anderslautenden Tatbeweis der Befreiungstheologie – unmöglich mache. Ja, Ratzinger meinte gar, der Befreiungstheologie eine «Leugnung» des Glaubens vorwerfen zu müssen. Der Ukas gab dem Opus Dei Auftrieb und hinterliess damit eine neue Wüste in Kirche und Gesellschaft.

Immerhin hat Johannes Paul II. von der Theologie der Befreiung gelernt und die Mechanismen des sich selbst überlassenen Marktes, der die Reichen reicher und die Armen ärmer macht, als «Strukturen der Sünde» verurteilt. Rat-

zinger dagegen sieht *politische Sünden* nur in «Sittenfragen» wie der Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs – einschliesslich der kirchlichen Schwangerenkonfliktberatung in Deutschland – und der Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. Mit seiner «Lehrmässigen Note zu einigen Fragen über den Einsatz und das Verhalten der Katholiken im politischen Leben» lieferte er amerikanischen Bischöfen die ideologische Grundlage, um John Kerry die Aussperrung vom Kommunionempfang anzudrohen.

Der «Unglücksprophet» polemisiert gegen die Präambel der *EU-Verfassung*, weil sie ohne Gott auskommt, nicht aber gegen die undemokratischen, neoliberalen und unverhüllt militaristischen Schlagseiten dieses Entwurfs, der auch mit der Soziallehre der katholischen Kirche nicht vereinbar ist. In seinem ideologischen Kreuzzug für ein «christliches Europa» will Ratzinger von einem Beitritt der *Türkei* zur EU nichts wissen. Er mahnt Europa, den «Fall Konstantinopels, die Bedrohung Wiens und die Balkankriege» nicht zu vergessen. Ein EU-Beitritt der Türkei würde die «europäische Kultur, deren Essenz das Christentum ist, zerstören» (NZZ 21.4.05). Warum der Islam zu den «schwer defizitären» Religionen gehört, hat er schon in «Dominus Jesus» ausgeführt.

Dass die Kirche, die *Demokratie und Menschenrechte* urbi et orbi anmahnt, mit ihrer Verwirklichung beispielgebend voranschreiten sollte, wird Benedikt XVI. so wenig beschäftigen wie seinen Vorgänger. Für die anhaltende Frauendiskriminierung, die Massregelung kritischer Theologinnen und Theologen ohne faires Verfahren und eine absolutistische Leitung der Kirche wird er sich auf das *ius divinum* berufen. So unethisch ist angeblich das göttliche Recht. Papst Ratzinger braucht keine menschenrechtlichen und demokratischen Leitplanken, denn «schwer defizitär» können nur andere Religionen sein. ●

## Zum Gedenken an den Theologen des Sozialismus: Vekoslav Grmič



Bischof Grmič: an  
der Basis beliebter als  
in Rom

«Berufung der slowenischen Kirche zur prophetischen Sendung in der sozialistischen Gesellschaftsordnung». Das war der Titel des Referats, das Bischof Vekoslav Grmič am 7. Mai 1978 bei der *Europäischen Studentenfarrerkonferenz in Brezje* (Slowenien) hielt. (Es ist in NW 6/1978 sowie in CuS 3/III/1978 erschienen – Red.) Ich bekam zufällig den Vortragstext dieses mir damals unbekanntem katholischen *Weihbischofs von Maribor*, den ich im Oktober 1981 persönlich kennen lernte und mit dem ich bis zu seinem Tod freundschaftlich verbunden blieb.

Ein paar Sätze aus dem damaligen Vortrag von Bischof Grmič: «Das Ziel der kirchlichen Sendung ist aber auch, die Zukunft, welche Christus vorausgesagt hat, vorwegzunehmen und die Welt in eine entsprechende Richtung zu leiten. Die kirchliche Sendung muss also immer prophetisch sein. Ohne Propheten wird die Kirche bald eine Kirche der Pharisäer, des Großinquisitors.» – «Der Unterschied zwischen Sozialismus und Christentum besteht nicht in ihrer Zielsetzung – welche fast identisch ist –, sondern höchstens in der Art und Weise, wie dieses Ziel erreicht wird. Während nämlich das Christentum das Ziel durch die Predigt der christlichen Nächstenliebe zu erreichen sucht, versucht der Sozi-

alismus, an dasselbe Ziel auf dem Wege der Gerechtigkeit und des Kampfes zu gelangen, weil er sieht, dass die Nächstenliebe, wie man sie gewöhnlich auffasst, nicht ausreicht.» – «Man könnte auch sagen, dass der Sozialismus säkularisiertes Christentum ist.»

Grmič war am 27. Februar 1968 von Papst Paul VI. zum *Weihbischof von Maribor* ernannt worden. Nach dem Tod des Diözesanbischofs *Maksimilijan Držecnik* am 13. Mai 1978 bestellte ihn der Papst auf Vorschlag des Domkapitels zum *Kapitelvikar*, also quasi zum «geschäftsführenden Diözesanbischof». Grmič hatte wegen seiner pro-sozialistischen Position, die ihn auch zu einer grundsätzlich positiven Haltung gegenüber dem jugoslawischen Selbstverwaltungssozialismus brachte, natürlich auch *Feinde* – vor allem in *rechtsgerichteten Exilkreisen*. In mehreren deutschsprachigen Zeitungen (u. a. «Neue Zürcher Zeitung», «Frankfurter Allgemeine Zeitung» und «Kleine Zeitung», Graz) erschienen negative Kommentare über den «roten Bischof». Grmič nahm diese Bezeichnung mit Humor auf. So sagte er mir einmal in einem Interview: «Eigentlich sind ja alle Bischöfe rot, zumindest äußerlich, was den Talar anbetrifft. Aber innerlich sind sie meistens schwarz. Mir wäre es lieber, sie würden einen schwarzen Talar tragen.»

Genau zu dieser Zeit wurde der polnische Kardinal *Karol Wojtyła* zum Papst gewählt. Bereits im Februar 1979 wurde Bischof Grmič nach Rom vorgeladen. Grmič erzählte mir über diese erste und einzige Begegnung unter vier Augen mit dem Papst: «In diesem Gespräch wurde deutlich, dass er eine völlig andere Anschauung hat wie ich, was das Verhältnis zwischen Christentum und Sozialismus bzw. den Sozialismus selbst betrifft. Daher war es für mich auch nicht so eine große Überraschung, dass er meine Ernennung zum Diözesanbischof verhinderte.» Am 6. November 1980 betraute Johannes Paul II. den konservativen und

frommen Prälaten *Franc Kramberger* mit der Leitung der Diözese. Grmič blieb als Titularbischof Professor für Dogmatik an der katholisch-theologischen Fakultät. Er war auch weiterhin in der Seelsorge tätig. Grmič war nämlich in den Pfarren – also «an der Basis» – sehr beliebt und wurde gerne zu Gottesdiensten, Firmungen oder anderen kirchlichen Feiern eingeladen.

Grmič hat auf seine Absetzung durch den Papst nicht mit Resignation reagiert, sondern er hat sich weiter in Lehre und Pastoral engagiert. Dazu kam, dass er auch seine internationale Tätigkeit verstärkte. Er unternahm Vortragsreisen in mehrere europäische Länder und schrieb Artikel, etwa für «Neue Wege» (Schweiz), «Kritisches Christentum» (Österreich), «Neue Stimme» (Deutschland) oder für die renommierte internationale theologische Fachzeitschrift «Concilium». Ende 1988 erschien im Drava-Verlag, Klagenfurt, sein erstes und leider auch einziges Buch in deutscher Sprache: «Christentum und Sozialismus. Beiträge zu einer weltverantwortlichen Theologie». In Slowenien sind übrigens rund 40 Bücher von Vekoslav Grmič erschienen.

Die Bedeutung des Hirten und Theologen Grmič liegt vor allem in drei Bereichen: Kirchenreform, Kirche und Gesellschaft sowie Seelsorge. In Bezug auf die *Kirchenreform* sprach Grmič immer vom *Ziel einer «institutionell armen» Kirche*. Die Institution dürfe nicht Selbstzweck oder Herrschaftsmittel sein, sondern sei bloß «Mittel zum Zweck», nämlich zur Verkündigung des Evangeliums und zur Verwirklichung von Gerechtigkeit und Frieden. In diesem Sinne müsse der «Klerikalismus» überwunden und sollten die «Dienstämter» neu überdacht und geordnet werden. In Bezug auf *Kirche und Gesellschaft* setzte er bei der «bevorzugten Option für die Armen» an und entwickelte in Analogie zur lateinamerikanischen Befreiungstheologie eine – wie er sie selbst nannte – «sozialistische

*Theologie*». Die befreiende Botschaft des Evangeliums müsse über die traditionelle Caritas und die individuelle Fürsorge für die Armen hinausgehen und die wirtschaftlichen und politischen Strukturen in Richtung auf mehr Gleichheit und Gerechtigkeit verändern. Dabei scheute Grmič weder den theoretischen Dialog noch die praktische Zusammenarbeit mit dem Marxismus.

Alters- und krankheitsbedingt zog sich Bischof Grmič in den letzten 10 Jahren immer mehr aus der Öffentlichkeit zurück. Aufsehen erregte er nochmals beim *Papstbesuch in Slowenien* im Mai 1996. Bei der Ankunft auf dem Flughafen von Ljubljana am 17. Mai wurde Johannes Paul II. vom slowenischen Staatspräsidenten Milan Kucan und sämtlichen Bischöfen des Landes begrüßt. Alle Bischöfe machten eine Kniebeuge und küssten den päpstlichen Ring – nur Grmič gab dem Papst stehend die Hand.

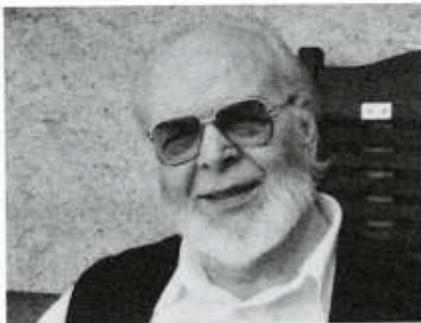
Im März 2002 wurde Bischof Grmič vom Staatspräsidenten *Milan Kucan* mit dem *slowenischen Freiheitspreis* ausgezeichnet.

Am 21. März 2005 ist Vekoslav Grmič im 82. Lebensjahr gestorben. Am Tag darauf hielt das *slowenische Parlament* eine Trauerminute für ihn ab. In der Todesmeldung der englischsprachigen «*Slovenian Times*» hieß es: «Er war ein Theologe, ein Philosoph und ein Vertreter der katholischen Linken, und er wurde von der Römisch-Katholischen Kirche in Slowenien als ein Dissident betrachtet. Bis zu seinem Tod hat er sich mit Fragen des modernen Atheismus, der Befreiungstheologie und der geistigen Reform der Römisch-Katholischen Kirche beschäftigt... Als Theologe, Philosoph und Ethiker hat Bischof Grmič den Dialog zwischen Kirche und Staat und die nationale Koexistenz von Menschen mit unterschiedlichem Glauben unterstützt.»



## Unserem Bundesgenossen Heinz Röhr zum Gedenken

«Es gibt keinen Weg.  
Er kommt immer  
beim Gehen. Der  
Weg ist das Ziel.»  
Aus den Haiku-Texten  
von Heinz Röhr



Am 5. März 2005 ist Heinz Röhr verstorben. Am 18. März fand die Urnenbeisetzung in Bad Laasphe im Wittgensteiner Land statt. Ich habe Heinz Röhr erst 1990 kennen gelernt, als ich in der Frankfurter Gruppe der religiösen Sozialistinnen und Sozialisten referierte. Vorher kannte ich bereits Schriften von ihm. Es war ein intellektuelles Vergnügen, mit ihm über den frühen Marx zu diskutieren, denn er war, für einen evangelischen Theologieprofessor ausgesprochen selten, ein ausgewiesener *Marx-Kenner*.

Heinz Röhr wurde am 20. Mai 1931 in Marburg an der Lahn geboren und ging dort zur Schule. Nach dem Abitur studierte er an der Universität Marburg Theologie, Philosophie, Musikwissenschaft und politische Wissenschaften. Seine Lehrer wurden der weltberühmte Marxist *Wolfgang Abendroth* sowie die

Theologen *Georg Wünsch* und *Friedrich Heiler*. Bei *Abendroth* lernte Röhr den Marxismus als *dialektische Methode* kennen und begriff, dass junge Intellektuelle sich zu entscheiden haben, ob sie mit ihrem Wissen für oder gegen die lohnabhängige Klasse Partei ergreifen. Heiler, bei dem er vergleichende Religionsgeschichte und Religionsphilosophie hörte, weitete seinen Blick und den Sensor für das «Heilige» in allen Religionen. Röhr war kein «exklusiver» Christ und vertrat einen interreligiösen Dialog, lange bevor es diesen Begriff gab.

Aber sein wichtigster Lehrer wurde *Georg Wünsch*, der im Weimarer Bund der religiösen Sozialisten einer der exponiertesten Theologen war. Diese Begegnung prägte seinen Lebensweg und seine wissenschaftliche und politische Tätigkeit. Röhr publizierte zu vielen Fragen des Religiösen Sozialismus und der Politischen Theologie. Auch seine früheren Aufsätze sind heute noch wichtig für die Herausbildung einer religiös-sozialistischen Theorie und Identität.

Heinz Röhrs Schrift aus dem Jahr 1962 über «*Pseudoreligiöse Motive in den Frühschriften von Karl Marx*» ist heute vielleicht aktueller als damals. Nach dem Zusammenbruch des «realen Sozialismus» wird nicht nur in den Feuilletons der bürgerlichen Presse in einer pauschalisierenden Marx-Verdammung die Karikatur als Wirklichkeit ausgegeben. Heinz Röhr, der sich nicht mit dem «Marxismus-Leninismus», sondern mit den Quellentexten selbst beschäftigte, formulierte 1962 am Ende seiner Schrift: «Es dürfte bei unseren Überlegungen vielmehr klar geworden sein, dass es für uns Christen nur eine legitime Art der Begegnung mit dem Marxismus gibt, nämlich vorurteilslos auf seine Botschaft zu hören und ihn dabei zu nehmen als das, was er ist: «realer Humanismus» oder, um es mit Worten von E. Bloch zu sagen, «sich tätig begreifende Menschlichkeit.»

Röhr war kein Pfarramtsstudent, son-

dern wollte *Studienrat* werden. 1956 hatte er das 1. Staatsexamen für das Lehramt an höheren Schulen absolviert. Von 1956 bis 1959 promovierte er bei Friedrich Heiler. Bis 1965 war er als Gymnasiallehrer in Arolsen/Hessen tätig. 1965 wechselte er als «Oberstudienrat im Hochschuldienst» an das «Seminar für Evangelische Theologie und Didaktik der Glaubenslehre der Universität Frankfurt/M». Hier bildete er Religionslehrer aus. Als dann 1972 im Rahmen der hessischen Hochschulreform aus dem Seminar ein kompletter Fachbereich hervorging, wurde der Oberstudienrat «Professor für Kirchen- und Religionsgeschichte.» Diese Stelle hatte er bis zu seiner Emeritierung inne.

Am 1. März 1961 war Heinz Röhr *Mitglied unseres Bundes* geworden. Seit Oktober 1968 war er auch Mitglied des Bundesvorstandes, seit 1970 stellvertretender Vorsitzender und ständiger Autor in «Christ und Sozialist». Als es 1977 im Bund zur Ablösung des seit 30 Jahren amtierenden Vorsitzenden *Heinrich Schleich* kam, stand Heinz Röhr auf der Seite der damals «Jungen», unter ihnen der heutige CuS-Redakteur *Reinhard Gaede*. Heinz Röhr verdanken wir auch, dass es eine Wiederbelebung des Bundes durch neue Mitglieder aus Bielefeld und Bochum gab.

Krankheitsbedingt musste sich Heinz Röhr seit Anfang der 90er Jahre aus der aktiven Bundesarbeit zurückziehen, aber er steuerte immer wieder Beiträge für CuS bei. Daneben war er ein unermüdlicher Sammler von Materialien der religiösen Sozialisten. Ich verdanke ihm unersetzliche Unterlagen über die Wiedergründungsphase des BRSD nach 1945, die in meinem Archiv einen Ehrenplatz haben.

Aber damit ist ein wesentlicher Teil seiner Persönlichkeit noch nicht angesprochen worden. Heinz Röhr war *Lyriker, Mystiker* und *Quäker*. «Quäker zu sein zwischen Marx und Mystik» war seine Bestimmung und das Thema eines Vortrages, den er im Oktober 1992 vor

über 200 Quäkern in Geseke hielt und der 1992 von den deutschen Quäkern als Broschüre publiziert wurde.

Die «Gesellschaft der Freunde», so die eigene Bezeichnung der Quäker, war seine Heimat.<sup>1</sup> Seit 1971 war er Mitglied der «Freunde». Er arbeitete in der Frankfurter Quäker-Gruppe mit, deren Vorsitzender (Schreiber) er 1988 wurde. Die Quäker-Andacht «in Stille» entsprach seiner Mentalität. Glaube war für ihn keine intellektuelle Angelegenheit, sondern alltäglicher Lebensvollzug und das «Tun des Willens Gottes».

Der «Freund der Stille» wird uns fehlen. Unsere Gedanken sind bei seiner Witwe Christel und der Tochter Esther. In den Basisgemeinden Lateinamerikas gibt es eine beeindruckende Tradition an verstorbene Mitkämpferinnen und Mitkämpfer zu erinnern. Presente! Er ist da! Er ist unter uns! In diesem Sinne will ich schließen mit: *Heinz Röhr presente!* ●

<sup>1</sup>Quäker sind eine religiöse Gemeinschaft, sprechen vom «Inneren Licht» oder «dem von Gott in jedem Menschen», fühlen sich durch das «Innere Licht» mit der Quelle des Lebendigen verbunden, bemühen sich, von Jesu Leben zu lernen und danach zu handeln.

Schweigende Andacht steht im Mittelpunkt ihrer religiösen Zusammenkünfte, ohne Predigt, ohne festgesetzten Ablauf: Gemeinsames Schweigen, Warten auf Gottes Führung, die in Stille kommen kann oder durch das gesprochene Wort.

Sie kennen keine Dogmen. Alles Leben ist ihnen Sakrament, und für sie kann der Geist Gottes allgegenwärtig sein.

«Je weniger Form in der Religion, um so besser; denn Gott ist Geist. Je geistiger unser Gottesdienst, um so näher der Natur Gottes, je schweigender, um so angepasster der Sprache Gottes» (William Penn, 1644 – 1718).

Aus dieser inneren Einstellung heraus versuchen Quäker, ihre Beziehung zum Göttlichen durch mitmenschliche Hilfe und Beistand im Alltag zu leben. Zentrales Anliegen ist ihnen gewaltfreie Schaffung und Bewahrung der Menschenwürde für alle Menschen, unabhängig von Geschlecht, Herkunft, Glaube, Weltanschauung.

Aus der Ausstellung «Stille Helfer», u.a. beim Evangelischen Kirchentag im Juni 2001 in Frankfurt am Main.

## Mein Jahr mit «Lettre» – und was ich monatlich wissen muss

*Einmal pro Quartal lockt in «Le Monde diplomatique» eine Anzeige für «Lettre International». Gross, anspruchsvoll, von den Namen und den Themen her vielversprechend. 2004 wollte ich es einen Jahrgang lang wissen. Hier meine sehr subjektive Bilanz: Ich fand kaum einen Text, den ich unbedingt hätte lesen müssen, um mich informiert zu fühlen – aber jeder, den ich las, war eine Bereicherung, hat meinen Horizont um ein Stück erweitert. «Lettre» ist ein wahrhaft wertvoller Luxus, der «diplo» dagegen als Blick in die Welt unverzichtbar. Eine ganz kleine Schwester der beiden Blätter wird am Schluss dieser Zeit-Schriften-Schau vorgestellt.*  
haste

### Kultur im Überformat: «Lettre International»

Seit langem fielen mir in «Le Monde diplomatique» die ganzseitigen Anzeigen für «Lettre International» auf. Vierteljährlich. «Jetzt im Handel». Eine offensichtlich von den Themen wie von den Autorinnen und Autoren her hochinteressante Publikation. Aber ich war ja meist nicht einmal mit dem «diplo» – den ich als nicht leicht verdaubar portioniert in den Lesealltag einschiebe – fertig, wenn eine neue Ausgabe kam. Ein andermal vielleicht ... Um den Jahreswechsel 2003/04 herum, ich hatte meinen Lesestoff für eine längere Bahnfahrt zu Hause vergessen, stand ich am Kiosk der Provinzstadt und sah in der Literatur- und Kunstecke ein Heft in Riesenformat. «Lettre International». Europas Kulturzeitung. Auf dem Umschlag drei beflügelte Putten und ein Astronaut. Schlagzeile: «Terror und Krieg. Jean Baudrillard spricht mit Jacques Derrida». 19 Franken. Nicht billig. Auf den zweiten Blick, nach einem kurzen Blättern, durchaus preiswert; mit einigen der Beiträge liesse sich locker ein Taschenbuch füllen. Ich las auf jener Reise zwei, drei davon. Das auf der Frontseite von LI 63 angekündigte Gespräch «über globale Gewalt, Vorsorgestrategien und Weltunordnung» war allerdings keine Zwischendurch-Lektüre. Ich machte mich später dahinter; es ist mit Fragezeichen versehen. Zwei eindruckliche Analysen zu Argentinien und Jugoslawien erinnerten mich an den «diplo» – nur hätten sie dessen Rahmen umfangmässig gesprengt. Und siehe da: auf Seite 111 eine Anzeige für «Le Monde diplomatique» als «weltweit grösste Monatszeitung für internationale Politik». Schon war der Gedanke, die beiden Publikationen einen Jahrgang lang zu vergleichen, geboren.

Der gute Vorsatz zum neuen Jahr hat mich in der Praxis zwar überfordert. Von der Frühjahrs-Ausgabe war erst die Hälfte bewältigt, als die Sommer-Portion kam. Diese wirkt noch heute ver-

dächtig unberührt. Nur wenige Notizen. Aber eine umfassende Würdigung ist in so einer Zeit-Schriften-Schau ohnehin unmöglich. Also konzentriere ich mich auf LI 66 und 67. Letztere, das Winter-Heft, ist von A bis Z mit wenigen Überflug-Passagen gelesen und besonders frisch im Gedächtnis. Zudem waren die jüngsten Ausgaben von der Illustrierung her Augenweiden. Wie beim «diplo» wird jeweils eine Künstlerin oder ein Künstler präsentiert, hier mit ganzseitigen Reproduktionen, was im Format 37x27 schon etwas hergibt. *Miguel Barceló*, ein 1957 in Mallorca geborener, weltläufiger Maler skizzierte in starken Farben afrikanische Frauen. *Arnulf Rainer* aus Österreich, Jahrgang 1929, kam mit «Übermalungen eigener und fremder Werke» zum Zug. Je eine Galerie, ohne direkten Bezug zum Inhalt der Hefte und doch passend.

#### Jacques Derrida zum Beispiel

Bei den Texten hinterliess Jacques Derrida einen starken Eindruck. Vielleicht durch die Umstände bedingt. Kurz nachdem «Lettre» mit einem Gespräch über «Das Leben, das Überleben» erschien, kam die Nachricht, der französische Philosoph sei gestorben. Seine schwere Krankheit war angesprochen worden: «Aber lassen wir das, wenn Sie einverstanden sind, wir sind nicht für ein ärztliches Bulletin zusammengekommen.» Ausgangspunkt war sein 1993 erschienenes Buch über «Marx' Gespenster» und ein dort zu Beginn geäussertes Wunsch: «Ich möchte endlich lernen, endlich lehren, zu leben.» Und es ging um die *Chancen einer Globalisierungskritik* beziehungsweise einer «anderen Globalisierung», die Derrida «heute klarer zutage treten» sieht, «an die ich glaube». Ich wusste, dass die Gedankengänge des «Begründers der Dekonstruktion» – so ein Nachruf in der Presse – nicht leicht verständlich und umstritten sind. Auch hier sehe ich beim Wiederlesen ein Fragezeichen am Rand. Aber auch Aus-

rufezeichen: «Jedes Buch ist eine Pädagogik, die dazu bestimmt ist, seinen Leser zu formen und zu bilden. Die *Massenproduktionen*, die die Presse und die Verlage überschwemmen, formen und bilden die Leser nicht, sie setzen auf phantasmatische Weise einen bereits programmierten Leser voraus. Schliesslich formatieren sie jenen mittelmässigen Empfänger, den sie zuvor postulierten.» Es gebe eine Pflicht, die Verantwortung, sich gegen die «Medienintellektuellen» zu stellen, welche den «allgemeinen Diskurs» bestimmen und deren Produkte ihrerseits «in den Händen politisch-ökonomischer, oft auch verlegerischer oder



*Lettre International*. Europas Kulturzeitung. Zentralredaktion in Berlin. Erscheint derzeit in sechs Sprachen. Die deutschsprachige Ausgabe kostet bei vier Ausgaben pro Jahr im Abonnement 72 Franken plus Versand. [www.lettre.de](http://www.lettre.de)

akademischer Lobbys» sind. Dies europäisch wie weltumspannend. «Widerstand bedeutet nicht, dass man die Medien meiden sollte. Man muss sie, wenn möglich, vielmehr weiterentwickeln und ihnen helfen, vielfältiger zu werden, man muss sie an eben diese Verantwortung erinnern.»

Derrida will Diskussion, will «Differenzen treu sein». *Debatten* sollen nicht allein Gegenwärtiges einbeziehen. «Von der Bibel bis zu Platon, Kant, Marx, Freud, Heidegger und so weiter. Ich

möchte auf nichts verzichten, ich kann es nicht.» Soviel wie möglich auch leben. Die folgende Passage über sein Schreiben berührt nachträglich doppelt: «Das ist kein Streben nach Unsterblichkeit, das ist etwas Strukturelles. Ich lasse ein Stück Papier da, ich gehe, ich sterbe.» Sicher beschäftige es ihn, wem die Sache, die man hinterlässt, anvertraut wird. «Wer wird erben, und wie? Wird es überhaupt Erben geben?» Vielleicht bleibe am Ende nur, «was an Pflichtexemplaren in den Bibliotheken aufbewahrt wird», vielleicht käme die Wirkung erst, hätten viele «noch gar nicht begonnen, mich zu lesen». Was er gleich selbst als «etwas scherzhaft und unbescheiden» zu relativieren versucht: «Ich schwöre Ihnen, dass ich allen Ernstes und gleichzeitig an diese beiden Hypothesen glaube.» Peinlich? Eitel? Ist es nicht legitim, sich solche Gedanken zu machen? Auch die in «Lettre» 67 folgenden, teils sehr persönlichen Nachrufe fand ich am Platz. Obwohl sie gelegentlich an Heldenverehrung grenzen. Der von *Hélène Cixous*, die mit «J.D.» einen engen Freund und «geliebten Doktorvater» verlor, bleibt trotzdem ein starker feministischer Text. Ich musste Derrida nicht ganz verstehen, um beim Lesen von ihm und über ihn etwas zu lernen.

#### **Etwas elitär, aber gut geerdet**

Überfordert fühlte ich mich als Leser hier und da. Ist die Zeitschrift zu hochgestochen? Im letzten Heft liess sich *Sergio Benvenuto*, ein italienischer Soziologe, seitenlang über «Die Mysterien von Paris» aus, den *französischen Republikanismus* sowie «die Liebe zum Widerstand» – etwa gegen *amerikanisches Einheitsdenken*. «1968» wird mit Bildern einer Grossdemonstration und eines Berges von Pflastersteinen beschworen und verglichen mit der neuen «Intellektualität des 21. Jahrhunderts», die «das politische Engagement kühl von der intellektuellen Arbeit» trennt. Dieses wiederum wird abgegrenzt vom «ame-

rikanischen Modell des Engagements» eines *Noam Chomsky*. Ich strich mir das Folgende dick an: «Es ist schön, grosse Lehrer gehabt zu haben – denn auch wenn man selbst ein wenig mittelmässig ist, heben sie eindeutig das eigene geistige Niveau. Man fühlt sich nicht als isolierter Spezialist, der in einem Aquarium von Komplizen herumschwimmt.» Die urbane Pariser Kultur gleiche «einer popularisierten Aristokratie, einer Massenelite», stellt der Autor fest. Wäre dann «Lettre International» deren Organ?

Elitär wirken auch einzelne *Inserate*, klar an ein Publikum adressiert, das Musse und Geld hat. Ironisch mit diesem Akzent gespielt wird in der Kleinanzeige für «allmende», Zeitschrift einer Literarischen Gesellschaft Karlsruhe. «Zeit für Statussymbole» heisst ihr Slogan, illustriert mit einer sicher nicht billigen Uhr. Peinlich passend folgt auf der hintersten Umschlagseite die «Nomos Tangente Ampelmännchen-Uhr». Der stramme Westmann marschiert von links auf sein gemütliches östliches Gegenstück zu. Sondermodell aus Edelstahl mit Saphirglasboden, limitiert auf 500 Exemplare. Preis: 780 Euro. Im übrigen entnahm ich den Anzeigen in «Lettre», dass es allein im deutschen Sprachraum unzählige weitere Periodika gäbe, die Kultur im weitesten Sinn zum Thema haben. «Antike Welt», «Gold», «Ästhetik & Kommunikation», «Kunst & Kultur», «Leipziger Blätter»... Mehrheitlich waren mir sogar deren Titel unbekannt.

Damit kein falscher Eindruck entsteht – insgesamt wirkt «Lettre» gut geerdet. Um bei LI 67 zu bleiben: Schon «Schmuggelpfade», der eindringliche Einstieg von *Abdelwahab Meddeb*, in Tunis geboren, jetzt in Paris lebend, richtet die Aufmerksamkeit auf eine *Welt vor der Festung Europa*, wo Jugendliche entweder «ihre Wut zur Schau stellen» oder «in eine geduldige Resignation» verfallen. Besessen von Sehnsucht, «zwischen Faszination und Zurückweisung zerrissen». Vorgetragen wurde dieser

Text als Rede bei einer Veranstaltung zur Verleihung des «Lettre Ulysses Award 2004». LI 66 hatte Auszüge der sieben dafür nominierten Reportagen präsentiert. Flüchtlingslager im Wald von Missnana; Erfahrungen im Trümmerfeld des World Trade Center; ein Arzt, der in Haiti mit dem Heilen der Welt beginnt ...

#### **Aus der chinesischen Provinz**

Der schliesslich mit dem «Ulysses» ausgezeichnete Bericht von *Chen Guidi* und *Wu Chuntao* aus Tangnan, Provinz Anhui, Volksrepublik China, wurde auch von anderen Medien zur Kenntnis genommen. Er beleuchtet ein *Massaker an Bauern*, die sich gegen von regionalen Parteiinstanzen gedeckte Verwaltungswillkür wehrten. Eine in der Form sehr ungewohnte, von verzweifelter Mut zeugende Dokumentation. Zitat: «Die Zahl der chinesischen Bauern ist zwar gross, aber sie sind unorganisiert und haben zu wenig organisatorische Ressourcen, um sich gegen Unterdrückung zur Wehr zu setzen – wohingegen die Kader auf Kreis- und Ortsebene als legale Bevollmächtigte der Staatsgewalt streng organisiert sind.» Da kann auch Mord ungesühnt bleiben. Wei Surong «weinte, weinte, weil ihr Mann Zhang Guiyu unter solch ungeklärten Umständen ums Leben gekommen war, weinte über das Unrecht, mit dem sie sich an niemanden wenden konnte, und weinte über die Nutzlosigkeit ihrer Augen und ihres Mundes, der ihr die furchtbare Szene, die jene hatten mit ansehen müssen, nicht von der Seele reden durfte; sie weinte über die Dunkelheit dieser Welt und war drauf und dran, den Verstand zu verlieren.» Dank der Reportage, für die sich Chen Guidi gemäss Anmerkung «zur Zeit vor Gericht verantworten muss», wird klarer, warum und wie sowie auf wessen Kosten der von hiesigen Wirtschaftsleuten gefeierte, kommunistisch verbrämte Kapitalismus fernab westlicher Blicke funktioniert.

«Lettre International» zeigt auch vielfach, was Krieg konkret heisst. Nicht nur auf dem Balkan, in Tschetschenien, in Afghanistan, im Irak. Tief eingegraben haben sich bei mir die «Kindheits-erinnerungen an den Grossen Vaterländischen Krieg», die *Swetlana Alexijewitsch* gesammelt hat. Meist habe sie sich als Journalistin mit der Gegenwart beschäftigt und mit Erwachsenen gesprochen. «Ich konnte Kinder nicht über den Tod befragen, ich hielt das für eine gefährliche Überforderung – bis sie selbst anfangen, darüber zu reden. Nach vierzig Jahren.» Auszüge wurden in LI 64 gedruckt. Begonnen hatte ich diese Lektüre an einem strahlenden Frühlingstag. Ich musste sie verschieben. Das war nichts für die Hängematte. Wobei es in «Lettre» kaum wirklich leichte Kost gibt. Noch bevor in «Le Monde diplomatique» eine Anzeige für LI 68 kam, sah ich kurz nach. Immerhin acht Exemplare der Frühjahrs-Ausgabe 2005 standen im Regal. Von den Themen her erneut fremde Welten von Armenien bis Hirn. Nein, diesmal nicht! Zu viele zu rezensierende Bücher liegen zuhause. Doch ich werde sicher wieder in diese Kioskecke schauen.

#### **Monatlicher Blick in die Welt: «Le Monde diplomatique»**

Nun aber zum «diplo», den ich kenne und sammle, seit es ihn deutsch gibt. Begeistert. Dieser monatliche Blick in die Welt wurde unverzichtbar. Er hat meine Weltanschauung in den letzten zehn Jahren ohne Zweifel mitgeprägt. Zwar las ich nicht von jedem Artikel jede Zeile, aber die meisten. Fast immer mit Erkenntnisgewinn. In der Nr. 5 des zehnten deutschsprachigen Jahrgangs konnte «Le Monde diplomatique» auf die *50 Jahre des Originals* zurückblicken: «Diplomatie ancienne – Diplomatie nouvelle» hiess es zum Start im Mai 1954 – «die Schlagzeile der 1. Nummer war Programm». *Harald Nicolson*, der Autor des dazugehörigen Textes, hatte 1919

als Mitglied der britischen Delegation an der Pariser Friedenskonferenz teilgenommen und wurde später Intendant der BBC. «Neues aus Botschaftskreisen» gab es im Innern, etwa ein Porträt von *Alexandra Kollontai*, der russischen Revolutionärin und weltweit ersten Botschafterin. Mit den Umbrüchen der Entkolonisierung kam es auch in der Zeitung zu Brüchen; im Kalten Krieg hat «Le Monde diplomatique» die Blockfreien-Bewegung publizistisch begleitet. «Entwicklungshelfer gehörten zur festen Leserschaft»; sie schätzten den internationalistischen Blick des Blattes.

**Le Monde diplomatique. Monatszeitung für internationale Politik.**  
Zentralredaktion in Paris. Erscheint in 17 Sprachen, deutschsprachig jeweils auch als Beilage zu WOZ und TAZ. Jahresabo separat 72 Franken. [www.monde-diplomatique.ch](http://www.monde-diplomatique.ch)



1989 rückte dann «die neoliberale Globalisierung ins Zentrum der Analysen», die Monatsschrift begann sich als *Forum des weltweiten Widerstands* zu profilieren. In ihrem 50. Jahr wird sie in 17 Sprachen gedruckt.

*Ignacio Ramonet*, der derzeitige Direktor, formulierte zum Jubiläum vorab eine Absage: «Nein zu totaler Marktherrschaft», zur Ungleichheit und zur Ausgrenzung des Südens, zu Krieg, zur Umweltzerstörung, «Nein zum Sicherheitsdenken, zu Überwachungsstaat und

Gedankenpolizei». Und er liess dem vielfachen Nein ein Ja folgen: «Ja zur Solidarität», zu den Rechten der Frauen und Kinder, zu einer Erneuerung der UNO oder «zum Erhalt von Minderheitenkulturen». Dies nur eine Auswahl. «Widerstand heisst, die Welt anders denken können und dieses Denken umzusetzen in die Tat.» Tatsächlich griffen «diplo-Exponenten zum Beispiel bei der *Gründung von Attac* aktiv ins Geschehen ein. Und das zur Eröffnung des Jahrgangs 2005 erneuerte Versprechen, die Qualitäten der Zeitung zu halten, lässt sich Monat für Monat überprüfen. Auch unter widrigen Umständen soll es keine Abstriche geben. Doch offenbar wird das eigene, viel genutzte *Online-Angebot* zum Problem. «Während unsere Auflage seit 1990 stetig zulegte und von 2001 auf 2003 ein Rekordplus von insgesamt über 25 Prozent verzeichnete, müssen wir für 2004 mit einem Auflagenminus von etwa 12 Prozent rechnen.» Trotzdem zeigte sich Ramonet als Redner am Kongress der Schweizer Mediengewerkschaft SSM in Lugano zuversichtlich. Zwar gebe es die Zensur des Marktes, bei der Verantwortliche entscheiden, diese oder jene Information interessiere das Publikum nicht. Doch «die Glaubwürdigkeit der grossen Medienkonzerne nimmt ab und gleichzeitig steigt die Glaubwürdigkeit der alternativen Medien.» Wenn sie *konsequente Gegeninformation* wagen.

#### Verteidigung politischer Kultur

Information kann auch bei «Le Monde diplomatique» vom trockenen Dokumentarischen bis zum Literaturzitat gehen. Beispiel: Das grosse *Energie-Dossier* im Januar 2005. Es startet mit Grafiken zur Lage und zu den Trends. Stichworte sind im Lexikonstil erläutert, Quellen im Netz angegeben. Aktuelle technologische Utopien, kritisch unter die Lupe genommen, werden mit einem Text von *Jules Verne* konfrontiert, der 1863 ein Bild der Welt «in hundert Jahren» entworfen hatte,

«voller technischer Wunderwerke, doch ohne Kultur und Moral». Damals hatte das niemand drucken wollen. Auf der letzten der sieben Schwerpunktseiten schreibt ein Astrophysiker über «Sonne im Aufwind». Eingeschoben, sehr passend, schön und schrecklich, Fotos von Figurengruppen, die eine weisse südafrikanische Künstlerin gestaltet. Zwitter aus Mensch, Tier und Maschine. Aussagen dazu macht *Jane Alexander* grundsätzlich keine. Sie überlässt ihre Werke unserer Phantasie.

Was mir Derrida in den konsultierten «Lettre»-Ausgaben zu sein schien, ein Stück weit Leitfigur und Vordenker des Hauses, waren und sind im «diplo» möglicherweise *Edward Said* und *Eric Hobsbawm*. Beide lernte ich hier kennen und schätzen. Sie hätten auch ins «Lettre»-Spektrum gepasst, waren dort wohl ebenfalls zu lesen. Mit grösseren Texten vielleicht. Mir kommt die konzentriertere Form entgegen. So wächst die Chance, dass ich nicht nur herausplücke, was mein engstes Interesse tangiert, sondern das Ganze wahrnehmen kann. Seine immense Breite wirkt dem entgegen, was *Bernard Stiegler* im Juni-«diplo» als «das beunruhigendste Problem industrieller Ökologie überhaupt» angesprochen hat: die *Abschaffung des Individuums durch die Kulturindustrie*. «Die geistigen, intellektuellen, affektiven und ästhetischen Fähigkeiten der Menschheit sind ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, da diese über nie da gewesene Zerstörungsmittel verfügt, massiv bedroht.» Derrida taucht auch bei ihm als Zeuge für einen Prozess auf, der unsere alltäglichen Lebensweisen konditioniert. Wenn dann auch noch politisch Verantwortliche mit Marketingtechniken operieren, zerfällt die *politische Kultur*. «Politiker sollten also zunächst Kulturpolitiker sein.» Kulturfragen sind keine Nebensächlichkeiten.

Abgehoben? Zu theoretisch? Vor, neben und nach solchen Beiträgen zeigen aktuelle, auf ein Land, ein Problem,

einen Trend bezogene Reportagen und Analysen, was das allgemein Umrissene in der Praxis heisst. Ich kann sie hier nicht aufzählen. Selber lesen! Wer die WOZ – oder in Deutschland die TAZ – nicht hat, kann die dort monatlich beigelegte Übersetzung von «Le Monde diplomatique» separat abonnieren. Oder sollte ich diese Möglichkeit nicht propagieren, wo doch die wöchentliche beziehungsweise tägliche linke Information ein nicht minder gefährdetes Gut ist?

#### «Archipel»: eine Plattform für Basisbewegung

Die für jeden und jede *limitierte Lebenslesezeit* macht das Empfehlen gelegentlich schwer. Doch irgendwie gehört in diese Zeitschriften-Schau auch «Archipel», die im Vergleich zu «Lettre» und «diplo» bescheidenere Zeitung des *Europäischen Bürgerforums* (EBF). Eine erste Parallele könnten die in den Text gestreuten Kunstreproduktionen sein. Hier nur schwarzweiss, ohne zusätzlichen Kommentar und nicht wie bei den zwei Grossen auf eine Künstlerin oder einen Künstler pro Ausgabe konzentriert. Aber der Effekt bleibt: Ich nehme beim Betrachten einen Moment lang Abstand vom kopfigen Stoff, der die Bilder umgibt. Oasen, Ruhe. Eigentlich ist auch das Themenspektrum ähnlich. Wobei sich «Archipel» stark an dem orientiert, was die im EBF verknüpften Basisbewegungen und Kooperativen – wie Longo Mai – politisch und praktisch aktuell beschäftigt. Landwirtschaft oder die Lage der Sans-papiers zum Beispiel. In der Februar-Ausgabe 2005 mündet ein von *Jean Duflot* aus Frankreich gelieferter Rückblick auf die UNO-Konferenzen von Rio und Johannesburg, den Kyoto-Prozess sowie deren bescheidene Konsequenzen im Umweltbereich in den Aufruf, beim Druck von unten nicht nachzulassen und den Widerstand gegen *Genmanipulati-*



**Archipel. Monatszeitung des Europäischen Bürgerforums. 11 Ausgaben pro Jahr kosten 60 Franken. Probenummern via EBF Schweiz, Postfach, 4004 Basel.**

onen oder Patentierung des Lebens zu koordinieren. Basisorganisationen des Südens gehen uns mit radikalen Ansätzen zu «Strategien des Lebenden» voran. Sie wehren sich als Verlierer im «Roulette des Weltcasinos» stärker. Wenn der Reichtum schrumpft, wird vorab der Kampf um die Krumen härter. Solidarität und Selbsthilfe sind gefragt. «Es ist nicht weiter erstaunlich, dass die Antiglobalisierungsbewegung am Sozialforum von Bombay hauptsächlich über regionale Initiativen und marginale alternative Praktiken diskutierte und sich vom vagen oder teilweisen Reformismus der so genannt fortschrittlichen Länder distanzierte.»

### Peripherien im Zentrum

So steht die Peripherie oft im Zentrum. Eben wurde eine Serie von *Briefen aus Mexiko* abgeschlossen. Neu begonnen hat eine Reihe mit Berichten zum *Umbruch in der Ukraine*, verfasst von Jürgen Kräftner, der seit acht Jahren in Transkarpatien lebt. «Als kritischen und politisierten Westeuropäern fällt es uns schwer, die enorme Hoffnung von Millionen Ukrainern zu teilen», gesteht er. Aber bei allen ausländischen Einmischungen, die es gab: der Aufbruch wurde vom Volk getragen. «Wir wissen, wohin die osteuropäischen Bürgerbewegungen der späten 80er Jahre geführt haben.» Auch in der Ukraine droht bei einer ungezügelter Öffnung der Märkte die Plünderung der strategischen Sektoren durch westliches Kapital. Doch beim «Machtwechsel von einer feudalen, post-sowjetischen Clanwirtschaft zu einem breiter abgestützten und offeneren Gesellschaftssystem» habe zumindest «eine ganze Generation ein neues politisches (Selbst)Bewusstsein erlangt». Sie werde nicht alles schlucken. In der elfmal jährlich mit acht Seiten erscheinenden Zeitung ist in den nächsten Monaten auch dazu mehr zu erfahren ●

#### Redaktion:

Willy Spieler, Butzenstr. 27, CH-8038 Zürich, Tel. 01 482 91 17, e-Mail: spieler@goldnet.ch

#### Redaktionskommission:

François Baer, Paul Gmünder, Yvonne Haeberli, Al Imfeld, Jeanine Kosch-Vernier, Hans-Adam Ritter, Kurt Seifert, Dorothee Wilhelm, Manfred Züfle.

#### Administration:

Yves Baer, toolbox, PF 652, CH-8037 Zürich  
Tel: 01 447 40 46 und 079 509 54 78  
e-Mail: info@neuewege.ch

#### Werbung:

Die Werbung übernimmt interimistisch der Redaktor (s. Redaktionsadresse).

#### Abonnementspreise:

Die Neuen Wege erscheinen jeden Monat. Jahresabonnement im In- und Ausland Fr. 60.- (Luftpostzuschlag Fr. 20.-), für Personen mit kleinem Einkommen Fr. 30.-, Solidaritätsabonnement Fr. 100.-, Einzelheft Fr. 7.-, Doppelnummer Fr. 10.- (incl. Porto Inland). Das Abonnement verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn die Kündigung nicht auf Ende November erfolgt.

Postscheckkonto 80-8608-4 Zürich, Vereinigung «Freundinnen und Freunde der Neuen Wege».

#### Gestaltung, Satz/DTP:

toolbox, Breitensteinstr. 94, CH-8037 Zürich, Tel. 01 447 40 44, e-Mail: baer@toolnet.ch

#### Druck:

Genossenschaft WIDERDRUCK, Postfach, CH-3000 Bern 11, Tel. 031 331 42 27.

#### Nachdruck:

Der Nachdruck einzelner Texte ist nur mit Zustimmung des Redaktors gestattet.

#### Freundinnen und Freunde der Neuen Wege:

Die Vereinigung «Freundinnen und Freunde der Neuen Wege» trägt und betreut die Zeitschrift. Präsidentin: Pia Hollenstein, Axensteinstr. 27, CH-9000 St. Gallen, Tel. 071 223 70 80, Fax 071 223 70 81, e-Mail: mail@piahollenstein.ch

Beitrittserklärung an die Administration der Neuen Wege. Jahresbeitrag Fr. 50.-.

## **CuS** Christin und Sozialistin/ Christ und Sozialist

Heft 1/2005 57./58. Jahrgang

### **Redaktion:**

Dr. Reinhard Gaede (verantwortlich),  
Laarer Str. 297, D-32051 Herford,  
e-Mail: [reinhard-gaede@gmx.de](mailto:reinhard-gaede@gmx.de)  
Michael Bschorr, Leopoldshöhe

### **Redaktions-Beirat**

Friedrich W. Bargheer, Blomberg; Fritz  
Hufendiek, Berlin; Helmut Pfaff, Frankfurt;  
Ingrid Schellhammer, Mutterstadt; Wieland  
Zademach, Schwaig

### **Webmaster/Webmistress**

Darius Dunker und Tina Terschmitt, Aachen

### **Herausgeber**

Bund der Religiösen Sozialistinnen und  
Sozialisten Deutschlands e.V.  
[www.BRSD.de](http://www.BRSD.de)  
Vorstand: Michael Bschorr, Christian Gösling,  
Robert Wollborn

### **Abonnements**

BRSD-Sekretariat  
Michael Bschorr, Bobes Feld 14,  
D-33818 Leopoldshöhe  
Tel. 05202-884 883 / Fax 05202-884 884  
e-Mail: [MBschorr@t-online.de](mailto:MBschorr@t-online.de)

### **Bezugspreise (inkl. Versand)**

Inland 15 Euro pro Jahr  
Ausland 18 Euro pro Jahr  
Förderabo 20 Euro oder mehr  
Bitte überweisen Sie den Betrag jeweils zum  
Jahresbeginn an den BRSD e.V.,  
Konto 189 389-464, Postbank Dortmund,  
BLZ 440100 46  
Kündigungen werden zum Jahresende  
wirksam.

### **Artikel**

Per e-Mail an die Redaktion. Per Post nur auf  
Diskette, als Ausdruck oder saubere Schreib-  
maschinen-Fassung.

**Vorschau auf die nächste Ausgabe**  
Schwerpunkt: Open Forum Davos  
mit kritischen Beiträgen von Ina  
Praetorius und Willy Spieler, gefolgt  
von einem Streitgespräch  
(Änderungen bleiben vorbehalten)

## **Inhalt**

|   | Seite |
|---|-------|
| Ein Gruß zum Neuanfang und zur Kooperation<br>– Reinhard Gaede                                      | 133   |
| Gruss und Willkomm – Willy Spieler  | 134   |
| Kennzeichen einer lebendigen Kirche<br>– Reinhard Gaede   | 136   |
| Romero presente – 25 Jahre danach – Martin Maier,<br>Odilo Noti, Anne-Marie Holenstein              | 139   |
| Die sozialen Weichen werden falsch gestellt<br>– CuS-Gespräch mit Christoph Butterwegge             | 148   |
| Hartz IV kommt – aber, ob es bleibt, entscheiden wir<br>– Sebastian Gerhardt                        | 151   |
| Das Ende des Zweiten Weltkriegs am Niederrhein<br>– Erika Adolphy                                   | 154   |
| Wo (nicht nur) der Rhein verbindet<br>– Thomas Ruffmann   | 156   |
| <i>Kolumne:</i> Die Welt gemäss NYT – Lotta Suter   | 164   |
| <i>Zeichen der Zeit:</i> Ein Unglücksprophet auf dem Stuhl<br>Petri? – Willy Spieler                | 166   |
| Zum Gedenken an den Theologen des Sozialismus:<br>Vekoslav Grmič – Adalbert Krims                   | 170   |
| Unserem Bundesgenossen Heinz Röhr zum Gedenken<br>– Ulrich Peter                                    | 172   |
| <i>Zeit-Schriften:</i> Mein Jahr mit «Lettre» – und was ich<br>monatlich wissen muss – Hans Steiger | 174   |

### **Adressen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieser Nummer**

Dr. Martin Maier SJ, Redaktion Stimmen der Zeit,  
Kaulbachstr. 22a, D-80539 München  
Dr. Odilo Noti, Caritas Schweiz, Löwenstrasse 3, Postfach,  
CH-6002 Luzern  
Dr. Anne-Marie Holenstein, Krokusweg 7, CH-8057 Zürich  
Prof. Dr. Christoph Butterwegge, Abt. Politikwissenschaft,  
Universität Köln, Albertus Magnus Platz, D-50923 Köln  
Sebastian Gerhardt, Alfred-Kowalke-Strasse 20 A, D-10315  
Berlin.  
Erika Adolphy, Thomas Ruffmann, Vossegatt 27, D-47533  
Kleve  
Lotta Suter, PO Box 897, Hollis, NH 03049, USA  
Adalbert Krims, Redaktion Kritisches Christentum,  
Mühlgasse 25/5, A-1040 Wien  
Dr. Ulrich Peter, Trautenaustrasse 12 1, D-10717 Berlin  
Hans Steiger, Egli, CH-8497 Fischenthal

### Friedens-Pilgerweg im Dreiländereck am Bodensee

2./3. Juli und 9./10. Juli

Stationen: Jüdisches Museum Hohenems (A), Henry-Dunant-Museum Heiden, «Sonneblick» Walzenhausen, Rheineck: Lesung mit **Ruth Erat**, FriedensRäume in Lindau (D).  
Leitung, Programm und Anmeldung:  
**Arne Engeli**, Postfach, 9400 Rorschach Ost,  
[a.engeli@switzerland.org](mailto:a.engeli@switzerland.org)  
Veranstalter: Schweiz. Friedensrat  
([www.friedensrat.ch](http://www.friedensrat.ch))

### Friedens-Perspektiven

Seminar 60 Jahre nach Ende des 2. Weltkrieges

5. bis 7. August, Beginn 16.30 Uhr,  
Kinderdorf Pestalozzi, Trogen  
Referentinnen und Referenten aus dem In-  
und Ausland erinnern an die Friedensvisionen  
von 1945 und 1989. Welche Perspektiven  
eröffnen sich heute? Drei Generationen  
nehmen darüber das Gespräch auf.  
Programm und Anmeldung: Schweiz. Friedens-  
rat, Postfach 6386, 8023 Zürich,  
[info@friedensrat.ch](mailto:info@friedensrat.ch)

### Wer wirbt für Neue Wege?

Leserinnen und Leser machen die beste  
Werbung für unsere Zeitschrift.  
Kontakt: Willy Spieler, Butzenstrasse 27,  
8038 Zürich, Telefon 01 482 91 17  
[spieler@goldnet.ch](mailto:spieler@goldnet.ch)



schluss mit der  
fremdenfeindlichkeit.  
schluss mit der blocher-  
politik.  
wir sind die schweiz.

**Grossdemo**, Samstag, 18. Juni 2005 (Flücht-  
lingstag) Waisenhausplatz Bern, 14 Uhr

## BRSD Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V. (BRSD)

### Stand und Mitgliederversammlung am Kirchentag

Vom 25. bis 29. Mai 2005 findet in Hannover unter dem Motto «Wenn dein Kind dich morgen fragt...» (5. Mose 6,20) der 30. Deutsche Evangelische Kirchentag statt.

Der Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V. (BRSD) lädt ganz herzlich zu seinem Stand auf dem **Markt der Möglichkeiten** ein. Dieser wird vom **26. bis 28. Mai** geöffnet sein. Ihr findet uns in der **Messehalle 5** auf dem **Stand E4** (Politisches und bürgerschaftliches Engagement) – gegenüber dem Kirchentagsshop.

Neben Kaffee, Tee und Büchertisch freuen wir uns auf gute Gespräche und ein Wiedersehen mit vielen Begleiterinnen und Begleitern der letzten Jahre.

Traditionell findet während des Kirchentags auch die **Mitgliederversammlung des BRSD** statt. Wir treffen uns am **Freitag, den 27. Mai 2005, gegen 18.30 Uhr** auf unserem Stand. Alle Mitglieder werden fristgerecht eine offizielle Einladung erhalten.

Weitere Informationen für Stand und Mitgliederversammlung:  
Bundessekretariat, Michael Bschorr, Bobes Feld 14, D-33818 Leopoldshöhe,  
Tel. 0049-5205-884883, [sekretariat@brsd.de](mailto:sekretariat@brsd.de)

### Freundinnen und Freunde der Neuen Wege und RELIGIÖS-SOZIALISTISCHE VEREINIGUNG DER DEUTSCHSCHWEIZ

#### Jahresversammlung beider Vereinigungen

Samstag, 4. Juni 2005  
Im Hotel Kreuz, Zeughausgasse 41, Bern, Saal Steiger (1. OG)

9.00 Kaffee  
**9.30 – 10.45 Neue Wege**  
**11.00 – 12.15 ReSo**

Traktanden gemäss Ankündigung im Aprilheft.

**14.00 – 17.00**

Öffentliche Veranstaltung im Hotel Kreuz, Saal Hodler (2. OG) mit  
Simultanübersetzung

Referat von **Jacques Gaillot**, Bischof von Partenia:

#### La théologie de la libération a-t-elle un avenir chez nous? Befreiungstheologie in Europa?

Diskussion mit **Didier Rochat**, Président de la Fédération Romande des  
Socialistes Chrétiens; **Pia Hollenstein**, Nationalrätin und Präsidentin der  
Freundinnen und Freunde der Neuen Wege, dem neu gegründeten  
Verein «**Berner Beratungsstelle für Sans-papiers**» und dem **Publikum**.  
Leitung: **Willy Spieler**, Redaktor NW.